

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 27.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Juli 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Promenadetoilette. Robe und Basquine von schwarzem Taffet, verziert durch schmales Sammetband und Guitpürespitze, welche letztere den Rand der Basquine, so wie den Saum der Volants, nach oben stehend, umgiebt. Die eigenthümliche Garnitur der beiden Volants des Rockes und der sehr weiten und langen Basquine besteht aus senkrechten Streifen, durch ein Carremuster aus schmalen schwarzen Sammetband gebildet, das eine Einfassung von gleichem Sammetband und schwarzseidenen Spitzen erhält. Auf dem glatten Leibchen

ist dieser Befag als tragbandartige Verzierung, und auf den langen, vorn aufgeschlagenen Ärmeln an der Vorder- und Rückseite in entsprechender Weise angebracht. Kleiner Kragen und offene Unterärmel von Spitzen: Hut von rosa Grepp mit rosa Glockenknöpfchen, wilden Blüten und Blonden verziert, welcher seiner graciösen Eleganz wegen wohl eine besondere Beschreibung verdient. Der Rand der Paffe des Hutes wird durch einen doppelten Schrägstreifen von rosa Grepp gebildet, die Paffe selbst (1/2 Sechszehntel breit) besteht aus weichem Tüll und ist bedeckt durch eine Mütze von weißer Bloude, in deren Mitte eine feine Mütze von rosa Grepp sich hinzieht. Der runde Kopf des Hutes ist von rosa Grepp, und zwischen Kopf und Paffe (Schirm) in der Mitte des Hutes ist ein schärpenartiges Bando von rosa Grepp angebracht, dessen Enden zu beiden Seiten herabfallen.

Das Bavolet (Nackenschirm) ist gleichfalls von rosa Grepp und mit zollbreitem Saum versehen; es beginnt an den Spitzen des Schirmes unter dem Kinn, erhebt sich nach den Seiten zu, um hinten, eine Rundung bildend, auf den Nacken herabzufallen. Auf jeder Falte des Bavolets liegt eine kleine, zungenförmige, mit Schuur eingesezte Klappe von rosa Grepp, deren Spitze ein Glöckchen von rosa Grepp ziert. Dieselben Glöckchen umgeben in zollbreiter Entfernung von einander die Paffe, das Bavolet und das Bando des Hutes; eine ausgezackte Bloude fällt vom Rand der Paffe auf den Hut zurück, dieselbe Bloude ziert Bavolet und Bando so wie das Innere der Paffe, wo sie, zu einer Mütze gebildet, auf der Stirn einer Flechte von Grepp und an einer Seite einem Bouquet wilder Blüten Platz giebt.

Figur 2. Anzug eines Mädchens von 10 bis 12 Jahren. Robe und Basquine von Manling mit kleinen schwarzen Knöpfen verziert. Der Schooß der Basquine ist nach hinten zu in breite Falten gelegt, deren jede eine Reihe Knöpfe als Garnitur zeigt, welche auf den Falten des Kleides sich fortsetzt. Der von oben bis unten offene Ärmel wird durch Knöpfe geschlossen. Kragen und Ballonunterärmel von Mull. Runder Strohhut mit Schleifen von Strohhutband, schwarzer Feder und schwarzer Spitze garnirt, welche letztere vom Rand des Hutes herabhängt. Unter dem Schirm Luffen von cerise-rothem Band, eben solche Bindebänder. Schwarze Kamashenstiefchen.

Ein Sonntagskind.

Skizze von Elise Polko.

(Schluß.)

In ihrem 12. Jahre fing sie an Lateinisch zu lernen, um ihren alten geliebten Wohlthäter und Lehrer Abranow an seinem Geburtstage mit einem lateinischen Glückwunsche zu überraschen. Sie studierte den Cornelius Nepos und die Reden des Cicero mit nicht minderm Eifer, als heut zu Tage eine Pensionärin irgend einen verbotenen Roman, und die Leichtigkeit,

mit der sie in den Geist der Sprache eindrang, war erstaunenswerth. Ein Jahr später begann sie das Griechische aus heisser Sehnsucht, jene wundervollen erhabenen Schönheiten des Vaters der Poesie, Homer, die sie so oft und begeistert preisen hörte von ihrem Lehrer Großheinrich, voll und unverhüllt zu schauen. Diese Sehnsucht wurde Erfüllung. In kürzester Zeit bewältigte sie unter der Anleitung Großheinrich's auch die bedeutenden Schwierigkeiten dieser herrlichen Sprache; kaum vier Monate waren verlossen, als sie schon anfang den Anakreon russisch und deutsch zu übersetzen. — Den Homer las sie mit unendlicher Begeisterung, und mit Thränen der Freude dankte sie ihrem verehrten Lehrer, daß er sie in diese Wunderwelt eingeführt.

Auch das Neugriechische machte sie sich in einer Weise eigen, daß ein Grieche, der das junge Mädchen in dem Hause eines ihrer Beschützer, des würdigen Commandeurs des Bergcorps, Herrn Weber, sah und kennen lernte, sie für eine geborene Griechin hielt. Und sie verwirklichte auch in ihrer kühnen Erscheinung das Ideal griechischer Schönheit. Die Linien der Stirn und des Profils waren von classischer Reinheit, die Gestalt des 14jährigen Mädchens, wenn auch zart, doch hoch und von wunderbarem Ebenmaß, ihre Bewegungen langsam, voll stolzer Grazie, das dunkle Haar in reicher Fülle niederwallend, die Nebeweise lebendig und bilderreich, die Stimme von unwiderstehlicher Lieblichkeit, nur das lichtblaue Auge mit dem feuchten Madonnenblick verrieth die Nordländerin. — Jeder, der dieser Mädchengestalt in den Weg trat, fühlte sich im tiefsten Herzen getroffen von der Weihe dieser Erscheinung, von dieser seltenen geistigen und leiblichen Anmuth, von diesem schimmernden Reichthum inmitten aller äußeren Armut. Elisabeth schien alle diese lauten und stummen Huldigungen kaum zu bemerken, sie war freundlich und gütig gegen alle Menschen, die Zärtlichkeit ihres Herzens aber gehörte ihrer Mutter und ihren Lehrern, an denen sie mit kindlicher Verehrung hing. Kühnend war sie in ihrer aufopfernden Liebe und Sorge für ihre kränkeltende Mutter, die trotz des dankbaren Lächelns, mit welchem sie jede Mühe zu vergelten strebte, im Stillen mehr für ihr allzubegabtes Kind zitterte, als auf diese wunderbare Entwicklung stolz war. Diese ewige heimliche Sorge warf sie auch



Parise: Moden.

immer wieder zurück auf das Krankenlager, wenn sie kaum erstanden. An solchem Krankenlager zeigte sich Elisabeth's Herz im strahlendsten Lichte. Wie willig schob sie den geliebten Homer von sich, um, wie sonst, der Leidenden süße Mondmärchen zu erzählen. Wie oft unterbrach sie sich inmitten einer interessanten Uebersetzung, inmitten eines eignen Gedichtes, um an den Herd zu eilen und der Mutter eine stärkende Suppe zu bereiten, oder Holz herbeizutragen und den Ofen zu heizen, denn sie hatten ja keine Magd, nur eine alte Frau, die dann und wann nachsah und die größten Arbeiten verrichtete. — Bei den Nadelarbeiten half sie ebenfalls fleißig, und ihre lieblichsten Gedichte entstanden, während ihre Nadel geschickt über allerlei Riße fuhr oder Sütter spannte über ein Loch im Strumpfe. — Nach solchen Arbeitstagen kam jedoch immer ein stiller Abend, wo Elisabeth ungestört schreiben durfte, denn die Mutter legte sich früh zur Ruhe. Aber das junge Mädchen trug stets ihr Schreibzeug in die gemeinsame Schlafkammer und arbeitete da beim schwachen Licht einer Lampe, um nur der Theuren allezeit recht nahe zu sein. — Wenn dann der Mond zuweilen voll und klar in's Fenster schaute, da sah die Mutter, die sich oft nur schlafend stellte, wie ihr Kind leise an's Fenster schlich und mit gefalteten Händen aufschaute in das süße magische Licht. Und sie erschrak fast über jene seltsame Verklärung, über jenen Ausdruck unermeßlicher Sehnsucht, der dann über Elisabeth's Antlitz flog. Und einmal konnte sie's nicht länger schweigend ertragen, sie rief das junge Mädchen zu sich, und als Elisabeth sich über ihr Lager beugte, schaute das Mutterauge lange und stumm in das jugendliche Antlitz. — Da senkte sich des Kindes Stirn vor diesem tief forschenden Blick, und nun erst fragte die ahnende Mutter leise: „Kind, denkst du denn beim Anblick des himmlischen Mondes noch immer an den Glanz jenes irdischen Mondes, der einst in unserer Hütte vor uns aufgegangen?“ — „Ach, da erblicke das schöne Mädchen mehr und mehr und neigte das Haupt tiefer wie eine thaufschwere Blume, und als Maria endlich die Stirn des Lieblings sanft emporrückte, sah sie — die ersten Thränen ihres Kindes. —

An jenem Abend war es vielleicht, als in der Seele Elisabeth's folgendes Gedicht entstand:

„Mond, meiner Seele Lieblich.“

Mond, meiner Seele Lieblich,
Wie schau'st Du heut' so blaß,
Ist eines Deiner Kinder,
O Mond, vielleicht unpaß?

Kam Dein Gemahl, die Sonne,
Vielleicht Dir krank nach Haus
Und triffst Du aus der Wohnung,
Weinst Deinen Schmerz Dir aus?

Ach, süßer Mond, ein gleiches
Geschick bestel auch mich,
Drin liegt mir krank die Mutter,
Hat mich nur jetzt um sich.

Trost sei mir, Mond, Dein Anblick,
Ich leide nicht allein —
Du bist der Welt Mit Herrscher
Und kannst nicht stets Dich freun!

— Die erste literarische Arbeit Elisabeth's, welche ihr Lehrer der Öffentlichkeit übergab, war eine Uebersetzung der ausserlesenen Lieder des Anakreon in 5 Sprachen, nämlich in russischer, deutscher, italienischer, französischer und lateinischer. Sie bat, man möge versuchen das Werk der Gemahlin des Kaisers, der Kaiserin Elisabeth, zu überreichen. Die hohe Frau nahm es freundlich an und ließ der jungen Schriftstellerin ein Halsgeschmeide von Diamanten und ein hübsvolles Schreiben überreichen. — Elisabeth strahlte vor Glück über diese erste glänzende Anerkennung. Am Abend aber sagte sie leise und mit seligem Lächeln zu ihrer Mutter: „Nun wird Er sie auch lesen, meine Lieder!“

In ihrem 16. Jahre hatte sie sich auch mit der portugiesischen und englischen Sprache vertraut gemacht, die Uebersetzung von Milton's lost Paradise war ihr eine liebe Arbeit. — Dazwischen trieb ihr Dichtergeist immer reichere Blüten, die ihr treuer Führer und Lehrer Großherzog sorgsam sammelte und der Welt nach und nach zu überreichen gedachte. —

Man hat später ein Verzeichniß ihrer Arbeiten zusammengestellt, leider sind ihre meisten größeren Gedichte unvollendet geblieben; dagegen sind wunderbar glühende und blühende Märchen da, unter dem Titel: Die Wunderlampe, und zahllose kleinere Gedichte. Ihre Uebersetzungen aus allen Sprachen in das Russische und Deutsche sind meisterhaft, und das tiefe Verständniß jeder fremden Dichternatur und wunderbare Eingehen in jede noch so seltsame Weise möchte in uns den Glauben erwecken, daß diesem holden Wesen mehr als ein Dichtergenius inne gewohnt. —

Allmählig erweiterte sich der Kreis ihrer Freunde, Einer beeilte sich dem Andern das seltene Mädchen zuzuführen, und die Bornehmsten sungen an, es als eine Auszeichnung zu betrachten, wenn Elisabeth Kulman einen Abend in ihren Salons zubringen sich entschloß. — Wenn sie eintrat in ihrer holden Einfachheit in jene Prachtzäle, wenn sie so da stand in ihrem schlichten weißen Gewande sonder Schmuck und Zier, vielleicht nur eine blühende Blume im Gürtel, so erschien sie Allen wie die geweihte Muse der Dichtkunst selber, und jedes profane Wort verstummte in ihrer Nähe, jeder dreiste Blick verwandelte sich in ein bewunderndes Anschauen. Sie declamirte nicht allein hinreißend, sie sang auch wunderbar ergreifend. Ein alter Italiener, den sie einmal mit einer Stange des Tasso zu Thränen gerührt, hatte sich ihr unentgeltlich zum Gesanglehrer erbaten, und sie lernte singen, wie sie Alles lernte: bewundernswürdig.

In den Prunkgemächern eines russischen Großen war es, wo Elisabeth Kulman eines Abends die glänzende Versammlung durch ihre Schönheit, Anmuth und Talente entzückte und besonders nach dem Vortrage einiger alten russischen Volkslieder, die ja von so großem schwerwüthigen Reiz, die lebhafteste Begeisterung erregte. Das bescheidene Mädchen zog sich bald vor all den zahllosen Lobsprüchen in den entferntesten

Winkel des Saales zurück, und war froh, hinter einer bezaubernden Blumengruppe auf einem versteckten Divan ausruhen zu können. Hier fühlte sie sich frei und leicht, ihre schönen Augen blickten heiter auf die lieben Blumen. Da näherte sich ihr plötzlich ein junges Wesen in einem rosenrothen Atlaskleide, Perlen in den blonden Locken, Perlen um den glänzenden Nacken, ein Wesen von so blendender Schönheit, daß Elisabeth unwillkürlich bei ihrem Anblick an die Rosenkönigin in ihren Märchen denken mußte. Als aber das holde Geschöpf die Lippen öffnete und im feinsten französisch Worte des Dankes und Entzückens zu ihr redete, da erblickte Elisabeth — es war Etwas in dem Lächeln und in den Zügen der jungen Frau, das sie mächtig an jenes unvergeßliche Antlitz erinnerte, das einst wie Mondlicht in ihre Hütte gestrahlte. — Mit dieser Erinnerung im Herzen hörte sie nur den Laut, nicht den Sinn der Reden der schönen Fremden, und schaute nur immer und immer in das leuchtende Angesicht vor ihr. Da gewährte sie an der Brust der Fremden einen Strauß weißer Jasminblüthen und Rosen, die des Herbstes zu spotten schienen. — „Jasminblüthen!“ — Lächelnd streckte sie unwillkürlich die Hand aus, die Blüten zu berühren. „Jasminblüthen!“ rief sie mit seltsamen Ausdruck. Da neigte die reizende Frau eilig den Strauß los: „o, daß ich der holden Sängerin und Dichterin Etwas schenken kann!“ sagte sie lindlich froh. „Es sind Blumen, die mir der Kaiser gab, seine Lieblingsblüthen!“ Elisabeth empfing zitternd die Gabe. „Dank, Dank!“ stammelte sie und drückte, überwältigt von ihrem Herzen, die Blüten an ihre Brust, an ihre Lippen. Dann sahen sich die beiden Frauen stumm in die Augen. — Lang und wunderbar innig war der Blick, den dies blaue und dies dunke Augenpaar miteinander wechselte — War es ein Freundschaftskuß, den zwei leidenschaftliche Seelen tauschten, die sich plötzlich an einer gemeinsamen, heiligen Liebe erkannt? —

Naufschende Tanzmusik ertönte. Ein eleganter Cavalier stürzte herbei und verbeugte sich tief vor der Dame im rosenrothen Atlasgewande.

„Gnädigste Gräfin — ich suchte Sie überall!“ —

Noch ein Lächeln, noch ein verstoßener Händedruck — und Elisabeth's Rosenkönigin war — verschwunden.

Das junge Mädchen schlich sich hinweg. „Ich will nach Hause“ sagte sie zu einem ihrer Freunde, „das Gewühl macht mir Brustbeklemmung!“ — „Hat die Hand der schönen Gräfin N. . . diese Blumen der Dichterin gereicht?“ fragte der Angeredete, indem er Elisabeth den Arm bot, sie zu einem Wagen geleitend. — „Was sie es, mit der ich redete, jene Frau im rosenrothen Kleide? O wer ist sie? — schnell erzählen Sie!“ rief Elisabeth lebhaft. „Nun, sie ist eine bezaubernde Dame, und — wie man sagt — die heiliggeliebte natürliche Tochter unseres Kaisers, den Gott erhalten möge.“

Wenige Monate später erfuhr Elisabeth den plötzlichen Tod der vielbeneideten schönen Gräfin N., zugleich aber redete man offen von dem unennbaren, leidenschaftlichen Schmerz des Kaisers über ihren Verlust, einem Schmerz, der seine Gesundheit so mächtig erschütterte, daß die Aerzte die größte Besorgniß kaum verhehlten. — Was bei solcher Kunde die Seele Elisabeth's bewegte, verräth vielleicht folgendes Gedicht.

Die holden Blumen starben.

„Die holden Blumen sterben,
Schon sank die Königin
Der warmen Sommermonde,
Die holde Rose, hin.“

Du hehre Georgine
Erbeist nicht mehr Dein Haupt,
Selbst meine hohe Pappel
Sich' ich schon halb entlaubt.

Bin ich doch weder Pappel,
Noch Blume, zart und schlant —
Warum sollt' ich nicht sinken,
Da selbst die Rose sank?“ —

Mit verdoppeltem Eifer schien sie sich jetzt ihren Arbeiten zuzuwenden, ihre Thätigkeit nahm nach und nach einen fast fieberischen Charakter an. Sie konnte auch jetzt ungestörter arbeiten als früher, zu ihrer innigen Freude schien sich die Gesundheit ihrer Mutter bedeutend zu kräftigen. „Wenn Gott mich leben läßt“, sagte sie, „so möchte ich wohl im nächsten Jahr eine oder die andere der orientalischen Sprachen anfangen.“ Mit stillem Kummer sahen aber ihre Lehrer und Freunde sie bleicher und schwächer werden, ihre Brust schien angegriffen. — Da kam das entsetzliche Ereigniß der furchtbaren Ueberschwemmung von Petersburg, den 7. November 1824. Die Schrecken der Zerstörung wirkten mächtig auf den zarten Körper des jugendlichen Wesens, sie war ja auch unter jenen Fliehenden, die sich vor der Gewalt des entsetzlichen Elements zu retten suchten, indem sie Haus und Habe preisgaben. Zwar konnte sie schon nach kurzer Frist heimkehren in die ihr lieb gewordenen Räume, aber ein schleichendes Fieber ergriff sie plötzlich und bannte sie auf das Krankenlager. Treue Freunde versammelten sich fast täglich bei ihr, man trug ihr gewissenhaft jede Kunde von der Außenwelt zu. — O, wie sie jenen begeistertsten Schilderungen lauschte, die von dem edlen Kaiser redeten, der wie ein Gott gegen die Fluth gekämpft, allen Gefahren getrozt; wie sie mit leuchtenden Augen zuhörte, als man ihr erzählte: wie er seinen bedrängten Kindern zu Hilfe geeilt, des eignen Lebens nicht achtend, wie er überall erschienen sei, wo die Noth am höchsten. Aber ihr triumphirendes Lächeln schwand vor dem so oft wiederholten Ausspruch: „der Kaiser ist gebrochen, der Kaiser ist krank, sein Haar ist gebleicht, die Gestalt verfallen!“ — Auch die Nachricht von der Reise des Kaisers mit seiner Gemahlin nach der Krim, wohin ihn die Aerzte, Genesung verheißend, gesandt, schlug an ihr Ohr. — Als man ihr davon gesprochen, hat sie die Freunde, ferner den Namen des Kaisers nicht mehr zu nennen. „Laßt die Welt da draußen ruhen!“ sagte sie. — Ihr Zustand verschlimmerte sich zusehends, die ausgezeichnetsten Aerzte wurden zu Rathe gezogen — ach! zu spät. — Die Auszehrung hatte ihr

Opfer ergriffen. — Elisabeth ahnte ihren Tod — sie ersahnte ihn. Wie rührend hat sie in einem ihrer letzten Gedichte:

„Reich' mir die Hand, o Wolke,
Heb' mich zu Dir empor,
Dort stehen meine Brüder
Am offenen Himmelsthor!

Sie sind's! Obgleich im Leben
Ich niemals sie gesehen,
Ich seh' in ihrer Mitte
Ja unsern Vater stehn.

Sie schau'n auf mich hernieder,
Sie winken mir zu sich,
O, reich' die Hand mir, Wolke —
Schnell, schnell erhebe mich!“

Warum war sie plötzlich so müde geworden? — Sie trug ihre Qualen, wie eine heilige ihre Martyrium. Immer und immer drückte sie, wie Arria, ihr Hand auf die wundete Brust und lächelte: „Es schmerzt nicht!“ Der Kummer ihrer geliebten Mutter schien ihr einziger Schmerz. — Wenige Tage vor ihrem Tode schrieb sie mit schwacher Hand nieder:

„Gekämpft hat meine Barke
Mit der erzünten Fluth,
Ich seh' des Himmels Marke,
Es sinkt des Meeres Wuth.“

Ich kann ihn nicht vermeiden,
O Tod, nicht meiner Wahl!
Das Ende meiner Leiden
Beginnt der Mutter Dual.

O Mutterherz, Dich drücke
Dein Schmerz nicht allzusehr!
Nur wenig Augenblicke
Trennt uns des Todes Meer.

Dort angelangt, entweiche
Ich nimmermehr dem Strand,
Sich' stets nach Dir und reiche
Der Landenden die Hand.“

In diesen letzten Tagen ihres Erdenlebens erhob sich der mächtige Geist noch einmal über die zarte zusammenbrechende Hülle, Elisabeth schien aufzuleben, las und schrieb wieder, verbesserte einzelne Stellen an ihren Werken, übertrug noch Einiges in ihr „geliebtes Deutsch“, jene Sprache, in der sie immer dichtete, und nahm endlich mit heiterem Blick und verklärtem Lächeln von ihren Lehrern und Freunden Abschied. — Am 19. November 1825 war es, als der Todesengel leisen Schrittes an das Lager der 17jährigen Dichterin trat und ihre süßen Lippen, die kurz vorher noch die geweihte Hostie empfangen, mit sanftem Kuß auf ewig schloß.

Als sie im Sarge lag, unter Blumen fast begraben, als Hoch und Niedrig herbeiströmte, die liebliche Hülle des reichen Geistes noch einmal zu schauen, da gewährte Mancher wohl mit Verwunderung auf der Brust der Todten einige Zweiglein verbortter Jasminblüthen und Rosen. Was sollten die trocknen Zweige neben all den seltenen und kostbaren Blüten, mit denen Liebe und Bewunderung das letzte Lager der Hingegangenen geschmückt? — Wessen Hand hatte sie hier niedergelegt?

Die treue Mutter hand hatte zitternd diesen heimlichen größten Schatz ihres verklärten Kindes, der Todten, auf's Herz gelegt.

Und am 1. December desselben Jahres läuteten die Glocken von St. Petersburg den Heimgang des großen Kaisers ein.

Auf dem Smolenskischen Kirchhofe ruht die Hülle Elisabeth's. Ein sinniges Grabmal bezeichnet die geweihte Stätte. Es verdankt seine Entstehung der Freigebigkeit zweier hohen Frauen: der vermittelten Kaiserin Elisabeth Alexiewna und der Großfürstin Helene. Der geniale Alexander Trisconi führte die im reinsten griechischen Styl gehaltene Zeichnung in carrarischem Marmor aus. Das Ganze stellt ein schönes Mädchen, im Sarge liegend dar. Die reizende Gestalt ruht in der Stellung einer sanft Schlummernden. Der Sarg ist mit Manthusbüchlein geschmückt, in deren Mitte man eine ausgeblühte gebrochene Rose sieht. — Verschiedene Inschriften in verschiedenen Sprachen verkünden das Lob der Hingegangenen. Die schönste lautet:

„Gott sandte sie auf die Erde, nicht um sie dort zu lassen, sondern um den Menschen sein Werk zu zeigen!“ [2401]

Der Luxus in Deutschland im vorigen Jahrhundert.

(Schluß.)

Nicht wenig Aufwand ward ferner mit einer zahlreichen und reichgeputzten Dienerschaft getrieben. Und endlich verschlangen die üppigen Schmausereien, die man sich theils gegenseitig in den eignen Häusern gab, theils an öffentlichen Orten gemeinsam anstellte, sehr bedeutende Summen. Es war ein Ehrenpunkt, recht viele Leute einzuladen und dabei recht im Ueberfluß aufzutafeln. In älteren Zeiten war das zum Theil noch schlimmer gewesen, nur daß man damals mehr auf die Quantität, später mehr auf die Qualität sah, indem man je länger je mehr mit raffinirter Feinschmeckerei und maßloser Verschwendung das Kostbare und Seltenste herbeischaffte, was nur zu haben war. Eine Polizeiordnung in Braunschweig aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts gestattete bei großen Hochzeiten Gastgebote bis zu 240 Personen, und in Tübingen ward um die gleiche Zeit den Professoren verboten, bei Hochzeiten ihrer Töchter mehr als 120 Personen zu tractiren. In der Zittauer Polizeiordnung wird unter Anderm auch der Aufwand bei Hochzeiten u. s. w. genau geregelt. „Städtliche Bürger“, d. h. solche, die ihr gutes Auskommen hatten, durften bei solchen Gelegenheiten 6 Tische voll Gäste setzen, darunter 16 Jungfrauen, Handwerker 4 Tische, und selbst bloße Hausgenossen 2 Tische mit 6 Jungfrauen.

Was ein „Tisch“ besagen will, erfahren wir aus der Leipziger Ordnung von 1661. Darin wird den „vornehmen“ Bürgern nachgelassen, bis zu 10 Tischen bei Hochzeiten zu tractiren; jeder Tisch zu 12 Personen! Auf diesen „vornehmen“ Hochzeiten durften 12 Essen (Gänge) gegeben werden, auf anderen 4—8, und dies täglich zweimal, Mittags 12 Uhr und Abends 7 Uhr. Daß eine Hochzeit 2 Tage dauerte, und auch am 3. noch einmal die Verwandten allein tractirt wurden, war allgemeiner Brauch und selbst polizeilich nachgelassen. Der schon citirte Herr von Noth giebt folgende Scala der Schmausereien an. Für ein „freundschaftliches Gastgebot“, sagt er, genügt 5—6 delicate Speisen; zu einem „großen Banket“ — bei freudiger oder trauriger Gelegenheit (denn, um dies heilkünftig zu erwähnen, auch Trauersälle wurden mit eben so viel Aufwand und zur Schau gestellter Pracht gefeiert, wie Hochzeiten oder Taufen) brauche es nicht mehr als 12 bis 16 Gerichte, jedoch ohne das Dessert; Ueberfluß sei es, wenn manche Privatpersonen bei solchen Veranlassungen bis zu 50, 60, ja 80 Gerichten aufstapelten! Etwas Anderes freilich sei es mit Staatspersonen, Ministern und dergleichen.

Gewöhnlich wurden 5, 6, 8, 10 Speisen zugleich auf die Tafel gesetzt und damit etwa dreimal gewechselt. Manche ließen auch, wenn diese Gänge vorüber waren, in einem andern Zimmer von Neuem decken und auftragen; konnten die Gäste dann auch Nichts mehr essen, so mußten sie doch die Fülle und Seltenheit der aufgestellten Schaugerichte bewundern und dem Gastgeber Schmeicheleien über seinen Geschmack und seinen Reichtum sagen.

Welche Summen ein solches Gastmahl bei einem wohlhabenden Kaufmann, einem Edelmann oder einem hohen Staatsbeamten verschlang, kann man sich ehngedehrt vorstellen, wenn man in den Briefen der Frau Gottsched an ihren damaligen Bräutigam liest, wie sie die Kosten ihrer Hochzeit (d. h. der üblichen Schmausereien dabei), die, nach ihrer Angabe und Absicht, „ganz einfach“ zugerichtet und zu der nur 18 Personen eingeladen werden sollten, auf nicht weniger als 100 Thaler veranschlagt! Und das schien ihr noch ganz außerordentlich wenig, da, wie sie schreibt, „Viele bei solchen Gelegenheiten in wenigen Stunden die Einkünfte eines ganzen Jahres verschwendeten.“

Ich muß noch einmal auf die Einrichtung der Wohnungen im vorigen Jahrhundert zurückkommen, weil sich darin am deutlichsten die ganze Lebensweise der damaligen Zeit und namentlich die Gestaltung ihrer Häuslichkeit und Geselligkeit abspiegelt. Bis an das 18. Jahrhundert heran finden wir die äußere Form wie in der innern Einrichtung und Ausschmückung der Häuser meistens noch ziemlich einfach und im Einklange stehend mit dem in sich abgeschlossenen, auf sich und seine nächsten Kreise beschränkten Familienleben. Man kann in den meisten Städten, zumal den größeren, noch jetzt ganz deutlich schon nach dem Aeußern der Häuser und noch mehr beim Eintritt in dieselben den Unterschied zwischen solchen Wahrnehmungen, welche ihren Ursprung aus der Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, und welche ihn aus dieser oder einer noch etwas späteren Zeit datiren. Bei jenen führt gewöhnlich eine gewölbte, aber nicht sehr hohe Hausthür zu einer schmalen Treppe, die ihrerseits wieder häufig auf eine nach dem Hofe zu offene Gallerie oder in einen gewölbten Vorraum ausmündet. Der Haupttheil der Wohnung in diesen älteren Gebäuden ist die große Familienstube, in welcher sich Alles — (auf dem Lande und in den eigentlich bürgerlichen Häusern gewöhnlich auch das Gesinde miteingeflochten) zu versammeln pflegte. Wohlhabendere Familien hatten daneben wohl noch eine besondere „Putzstube“, die aber nur für vornehmer Besuche und bei besonderen Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienstube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im Uebrigen einfach meublirt: ein paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tische von schwerem Eichenholz mit großen runden, künstlich gebrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen (Polsterfüße waren schon ein Luxus der Vornehmen), auch wohl bloß hölzerne Bänke um die Tische oder auf dem Mauervorsprunge, der rings um die Stube hin lief, auf höchst einfache Lederpolster, ungeheure, weit ins Zimmer vorpringende Rachebänke, ganz kleine, schief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu endlich noch meist runde oder eckige Glascheiben, mit Blei eingefast, statt der spätern Tafelscheiben, in den Fenstern. — Das war die Einrichtung und Ausstattung eines solchen älteren Hauses.

Seit dem Ende des 17. und weit mehr noch im 18. Jahrhundert nahmen die Wohnungen — wenigstens in den Städten — der Mehrzahl nach eine wesentliche andre Physiognomie an. Schon im Aeußern erhielten die Häuser durch ihren, den stürzlichen Palästen nachgeahmten Styl und Ausputz, durch die großen Fenster mit hellen Tafelscheiben, die hohen Stagen, die zierlichen Balkone und Erker ein vornehmeres und eleganteres Ansehen. Im Innern wurden die Treppen breiter und stattlicher, sie waren gewöhnlich mit Absätzen versehen, auch wohl mit Statuen, Vasen, Gandelabern u. dergl. geschmückt. An die Stelle des Familienzimmers trat der „Salon“, oder vielmehr in größeren Häusern eine Reihe von Salons oder Gesellschaftszimmern. Man sah ausgelegte, parkettirte, oder in Marmor gefastete Fußböden, Decken mit Stuckaturarbeit, aus vergoldetem Schnitzwerk obergemalte. Hohe Flügelthüren, geschliffen oder vergoldet, ließen die Gäste aus und ein. Die Wände waren mit seidenen oder Sammettapeten überzogen, mit Landschaften und anderen Bildern, auch wohl mit Statuen geschmückt, die man aus Italien oder Frankreich mitgebracht hatte. Spiegel mit silbernen Rahmen und Gueridons, silberne oder messingene Kron- und Wandleuchter, zierlich geschliffene, bemalte oder vergoldete Bübets mit silbernen und goldenen Gefäßen, Aufsätzen von Glas u. s. w. dienten den Zimmern als Ausputz; auch an allerlei niedlichen Nippfachen und Curiositäten, auf besonderen Tischen oder in Schränken aufbewahrt, fehlte es nicht. Kunstreich verzierte Kamine waren ebenfalls ein beliebter Zimmerschmuck. Im Putzzimmer der Dame vom Hause fand sich deren Toilettenstisch aufgestellt, der mit silbernem Stellspiegel, Schächtelchen zu Pulver und zu Schminke, Phoboretteln und Markenstacheln, Wachstod- und Lichtputzkasten, Nähbesteck und anderen Dingen — wo möglich insgesammt von Silber und mit kunstreicher Arbeit — zu prängen pflegte. Auch ein mit Silber beschlagenes Gesangbüchlein ließ man gern unter allen jenen Weltlichkeiten hervorleuchten. Wieder in anderen Zimmern waren die kostbarsten Paradebetten, von Sammet, Damast und anderen schweren Stoffen und eben so theurer Holzarbeit, aufgestellt, um von den Gästen bewundert zu werden.

Eine englische Reisende, Lady Montague, schildert die vornehmen Häuser zu Wien im Anfange des vorigen Jahrhunderts folgendermaßen: „Nicht bis zehn große Empfangszimmer waren bei den Gesellschaften, die man gab, geöffnet, alle mit reichverzierten Thüren und Fenstern, mit Meubles, wie man sie anderwärts kaum in fürstlichen Palästen fand, mit Tapeten von der feinsten Brüsseler Arbeit, mit ungeheuren Spiegeln in Goldrahmen, mit Bettvorhängen, Stuhl- und Sophaüberzügen und Fenstervorhängen von dem reichsten Genueser Damast oder Sammet mit Goldtressen und Stückerien, mit kostbaren Gemälden, reichen Tafelaufsätzen von chinesischem Porzellan und mächtigen Kronleuchtern von Bergkrystall. Bei großen Dinern wurden fünfzig Gänge auf Silber servirt und wohl achtzehn Sorten der feinsten Weine herangereicht.“

Ein edlerer Luxus, als die nicht selten überladene, jedenfalls meist nur der verschwenderischen Eitelkeit dienende Pracht in der Ausschmückung der Häuser und der Zimmer, war die um eben diese Zeit häufiger werdende Anlegung von schönen Lustgärten (freilich zum Theil in dem steifen französischen Geschmacke), so wie von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen und von Bibliotheken, wodurch sich namentlich mehrere der größeren Handelsstädte, wie Hamburg und Leipzig, auszeichneten.

Doch genug der Einzelheiten über Lebensweise und Luxus der deutschen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert! Lassen Sie uns jetzt aus der zerstreuten Mannigfaltigkeit dieser Einzelheiten uns zu einer allgemeineren, übersichtlicheren Betrachtung unseres Themas erheben!

Daß der Aufwand in Kleidung, Wohnung, Essen, Trinken und andern zum Vergnügen oder zur Befriedigung der Eitelkeit dienenden Dingen im vorigen Jahrhundert, und zwar durch alle Klassen hindurch, groß, zum Theil sehr groß war, glaube ich durch die vorausgehenden Ausführungen bewiesen zu haben. Natürlich gab es auch darin, wie in andern Stücken, Ausnahmen, Beispiele einer einfacheren und besonneneren Lebensweise, und zwar nicht bloß in einzelnen Familien, sondern an ganzen Orten. Namentlich waren es einige der bedeutenderen Reichthümer, welche ziemlich lange, mitten unter der allgemeinen Tollheit französischer Mobeherrschaft, die alte deutsche Tracht und die urwälderliche Einfachheit des häuslichen und Familienlebens in weitesten Kreisen aufrecht erhielten. Von Nürnberg und Augsburg haben wir in dieser Beziehung ein rühmendes Zeugniß (aus den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts) von dem Philosophen Leibnitz, für Nürnberg ein noch späteres (aus dem zweiten Jahrzehnt des achtzehnten) von der eben erwähnten Lady Montague, welche berichtet, daß dort die verschiedenen Stände sich durch Tracht und Lebensweise von einander kenntlich abzeichneten, ohne daß die unteren sich zu überheben und es den oberen nachzuthun suchten. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war leider auch dies anders geworden. Augsburg gab seine kleidsame Tracht, welche lange in ganz Schwaben die herrschende war, um den Anfang des 18. Jahrhunderts gegen die französische auf. In Hamburg herrschte während des 30jährigen Krieges noch eine lobenswerthe Einfachheit und Solidität der Haushaltungen. Die Frauen trugen keinen ausländischen Plüsch, aber schwere goldene Ketten. Aber auch dort hatte, wie wir gesehen, die Macht der ausländischen Mode allmählig triumphirt.

Besonders hervorheben muß ich, daß in Straßburg, dieser einst deutschen, seit Ende des 17. Jahrhunderts aber leider, durch fremden Uebermuth und deutsche Schwäche, französisch gewordenen Stadt, noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der berühmte deutsche Staatsrechtslehrer Ritter bei einem Gastmahl, welches ihm die dortigen Professoren gaben, die Frauen sämmtlich in der alten deutschen Tracht gekleidet sah. Es war, als ob der Geist der Unhänglichkeit an die vaterländische Sitte auf der Grenzschleide gegen das Ausland hin und unter dem Drucke der fremden Herrschaft sich kräftiger und ausdauernder erwiese, als im deutschen Binnenlande selbst.

Daß in denjenigen Residenzen, wo der Hof einen verschwenderischen Glanz um sich ausgoß, wie in Dresden, Mannheim, München, Ludwigsburg u. s. w., auch die meisten Familien des Adels, der hohen und auch der niederen Beamtenhaft, ja selber des Mittelstandes, in Aufwand und Luxus mit einander wetteiferten, ist begreiflich. Wo dagegen der Hof das Beispiel der Einfachheit und Mäßigkeit gab und sein Ergötzen in andern, edlern Genüssen, als im Essen und Trinken, oder in eitler und schwelgerischer Kleiderpracht fand, wie z. B. hier, in Gotha und noch mancher Orten, da war auch der Luxus im Allgemeinen geringer.

Was den Luxus des vorigen Jahrhunderts ganz besonders kennzeichnet, ist dies, daß die Durchschnittszahl der Menschen es für einen Ehrenpunkt, ja für eine Art von Verpflichtung anah, einen gewissen Aufwand in Kleidung, Wohnung, Essen u. s. w. zu machen, und daß nicht die Höhe des eignen Einkommens und Vermögens den Maßstab dessen gab, was man in dieser Hinsicht sich erlaubte oder versagte, sondern der Vorgang Derjenigen, denen sich gleichzustellen oder die zu übertreffen man für seine Pflicht und sein Recht hielt. Besonders die Frauen scheinen in diesem Punkte meist einer verderblichen Eitelkeit und Sucht nach äußerem Scheine ergeben gewesen zu sein. Es ist ein vielbeliebtes Thema der Klagen der Ehemänner, nicht bloß in den Schauspielen und den Romanen der damaligen Zeit, sondern auch in den ernstern moralischen und satyrischen Schriften, daß die Hausfrau ihre Ausgaben nicht nach den Einnahmen des Gatten einrichtete, sondern sich darauf steife, es den Frauen und Töchtern anderer Männer von gleichem oder gar von höherem Range nachzuthun, ohne darnach zu fragen, ob der eigne Mann dieselben Mittel des Aufwandes besitze, wie jene. Lieber ließ man es am Nothwendigen fehlen, als daß man in diesem tollen Wettlauf der Eitelkeit zurückgeblieben wäre. „Man sieht den Leuten auf den Klagen, und nicht in den Wagen“, war, wie ein Reisender aus Dresden berichtet, ein dort, namentlich unter der niederen Beamtenwelt, vielgehörter Spruch, und von den Bürgerfrauen Berlins klagt ein Anderer, daß sie sich lieber ein neues seidenes Tuch, als ganze Schuhe kauften.

Hier war dann auch eine der trüben Quellen, aus welchen die allgemeine Entfittlichung jener Zeit floß. Weil man im äußern Aufwand nicht zurückstehen, sich Nichts versagen wollte, verbrauchte man mehr, als man zu verbrauchen hatte, und, um diese Lücken auszufüllen, beging man nicht selten Unwürdigkeiten und Schlechtigkeiten aller Art. Der Kaufmann machte lieber Bankerott, als daß er seinen Luxus einschränkte. Der Beamte ließ sich zu Verkauflichkeit, Eupressungen und Unterschleifen verleiten, weil er einen kostspieligen Haushalt

führen zu müssen glaubte, um „standesgemäß“ zu leben. Andere wieder erniedrigten sich selbst zu unwürdigen Gunstbuhereien bei Vornehmen, gaben wohl gar ihre Ehre und die Ehre ihres Hauses preis, um auf diese Weise vorwärts zu kommen, höhere Besoldungen zu erhalten und demgemäß größeren Luxus treiben zu können. Wieder Andere legten sich auf hohes, bisweilen falsches Spiel — ja selber noch gemeinere Verbrechen kommen in damaliger Zeit unter den sogenannten gebildeten Ständen vor, deren Ursache sich auf übertriebenen Luxus, maßloses Schwelgen und den Mangel ausreichender Mittel dazu zurückführen läßt. Ich verweise wiederum auf die „Ysland'schen Stücke, auf Romane wie Carl von Carlsberg und Sophiens Reisen, oder auf die „Mitschuldigen“ von Goethe und das, was der Dichter über die Veranlassung zu diesem Stücke in seinem eignen Leben sagt.

Nicht jeder Luxus ist volkswirthschaftlich oder moralisch ungerechtfertigt: im Gegentheil giebt es einen Aufwand, der eben so natürlich als unschädlich, eben so sehr für den Aufschwung der Industrie nützlich, wie für das rechte Lebensbehagen in weitesten Kreisen der Gesellschaft beinahe unentbehrlich ist. Das ist jene Behäbigkeit und Fülle in der Befriedigung der verschiedenen Lebensbedürfnisse, welche aus einem gesicherten, durch eigene Thätigkeit geschaffenen oder vermehrten Erwerbe — vermöge des natürlichen Triebes, der Früchte seiner Arbeit und seines Besitzes sich auch genießend zu erfreuen, — hervorgeht, welche das Angenehme und Ueberflüssige erst nach dem Nothwendigen und Nützlichen sucht, welche den materiellen Genuß zu würzen und zu veredeln strebt durch geistige Freuden und durch eine harmonische Gestaltung auch der äußern Lebensverhältnisse — mit einem Worte: jene Art von Behagen, welche der Engländer mit einem nur ihm eigenthümlichen Ausdruck als comfort bezeichnet. Aber gerade diesen Charakter hatte der Luxus des vorigen Jahrhunderts am allerwenigsten. Er war nicht das naturgemäße Resultat eines gesteigerten und gleichsam überströmenden Wohlstandes, sondern in den bei weitem häufigern Fällen das künstliche Product einer raffinierten Eitelkeit und Genußsucht, die nicht einmal darnach fragte, ob ausreichende Mittel zu einem solchen Luxus vorhanden seien oder nicht. Er beobachtete nicht die vernünftige Stufenfolge von dem Nothwendigen zum Nützlichen, und von diesem zum Angenehmen, von dem innern Gehalt zum äußern Schein, sondern übersprang leichtsinnig jene ersten Stufen, um sein ganzes Absehen nur auf den leichtfertigen Genuß des Ueberflüssigen zu richten. Er war endlich selbst in seinen Neugierungen großentheils unschön, ja widerlich, weil er fast lebiglich der Eitelkeit in Nachäffung des Ausländischen huldigte, fremde Modetheorien gewöhnlich noch übertrieb und, ohne geistigen Gehalt oder Sinn für wahre Schönheit und harmonisches Lebensbehagen, nur in leeren und oft abgeschmackten Neußerlichkeiten seine Befriedigung suchte.

Auf diesen letzten Punkt muß ich noch in wenigen Worten besonders aufmerksam machen. Als Beispiele der Unschönheit des Modeluxus im vorigen Jahrhundert darf ich nur die Perücken und später die Böbse bei den Männern, die thurmartigen Kopfschmucke, die unnatürlichen, gepreßten Taillen und die eben so unnatürlich weiten Röcke, die hohen Stöckelschuhe — den chinesischen nicht ganz unähnlich — die Schminkeflästerchen, die Schminke und den Puder bei den Damen in Erinnerung bringen. Ich darf ferner, um zu zeigen, welchen unverzeihlichen Aufwand nicht bloß an Geld, sondern auch an der noch weit kostbarern Zeit viele der damaligen, allgemein verbreiteten Moden erforderten, darauf hindeuten, wie nicht bloß die Damen, sondern auch die Herren tagtäglich sich der kunstfertigen Hand des Friseurs oder des Beibetenen anvertrauen und stundenlang bei der Zurichtung ihres Kopfschmuckes ausharren mußten. Ich kann endlich auch nicht unbemerkt lassen, welche abgeschmackte, besonders bei Männern und bei Personen in vorgerücktem Alter wahrhaft entwürdigende Wichtigkeit auf Neußerlichkeiten, wie das annuthige Spiel mit dem Fächer bei den Damen, das kunstgerechte Zupfen an den Manschetten, Bewegen des Degens und Tragen des Chapeau has bei den Herren, gelegt wurde. Wenn man sich mit Hilfe eines der vielen Merian'schen oder Chodowicki'schen Kupferstücke (jene aus dem Anfang, diese aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) die Figur eines jungen Mädchens, einer Frau, eines jungen oder älteren Mannes aus jener Zeit vergegenwärtigt, und daneben die gleichen Figuren von heute stellt — selbst solche aus den der Mode am strengsten huldigenden Kreisen, so wird man nicht umhin können, einzugehen, daß auch das Aeußerste, was in diesem Punkte heute geleistet wird, noch unerkünstelt und natürlich erscheinen muß im Vergleich zu den Verunstaltungen, Ueberladungen und förmlichen Verpuppungen, welche man damals mit dem menschlichen Körper durch jede Art von Toilettenkünsten vornahm und welche die Leute nach der Mode an einander bewunderten und beneideten. [2410]

Gedichte

von Leopold Scherer.

8.

Die Abendruh.

Wie viel Noth ist freundlich der Abend allen! die Nacht gar hemmet den Lebensstrom, mit ihm die Sorge zugleich; Durst und Hunger vertreibt die Nacht; sie erspart die Kleider, hängt an die Wand sie; sie schonet Bettlern die Lumpen — bis früh.

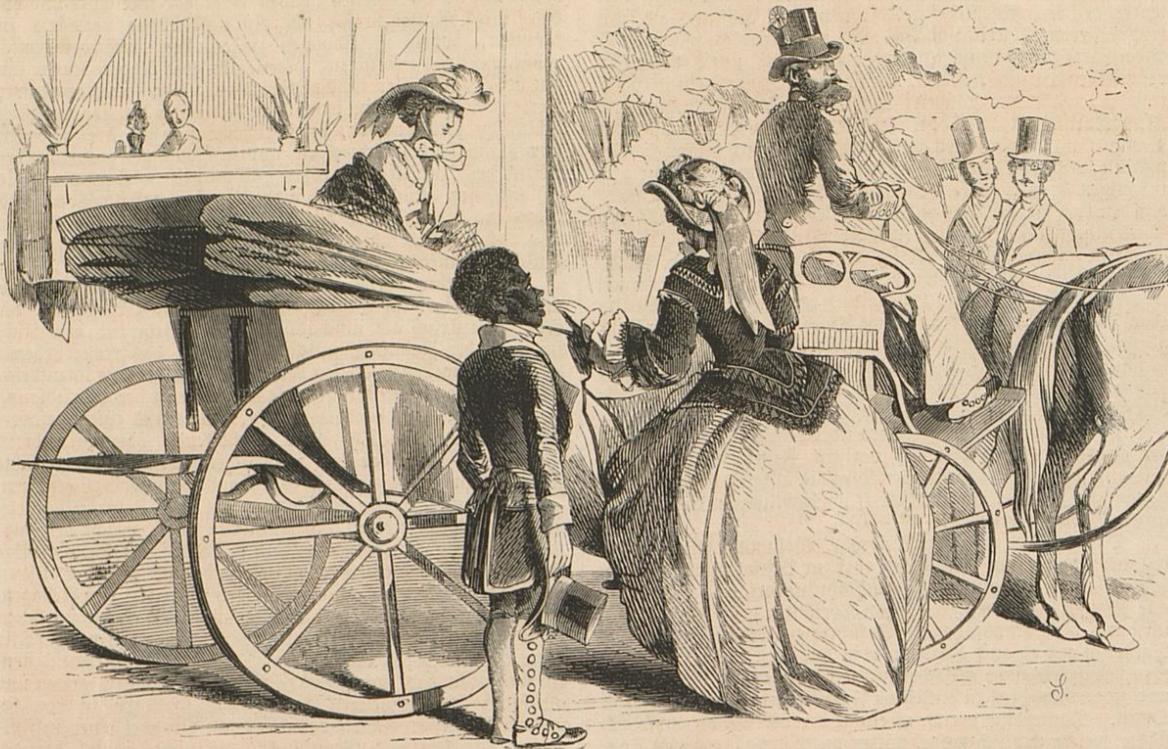
Wie sie den gestrigen Tag, wenn auch voll Kümmeriß, überwinden, so werden sie ja, duldbend, den heutigen auch! Wieder so schleicht sich die Sonne vorüber . . . so sinket der Abend . . .

Nahet die Ruhe, der Schlaf; endlich der Letzte: der Tod. Allen hat Alles gelangt, und Keiner und Keine, die nicht doch

Etwas übrig noch ließ: Lager . . . verschimmeltes Brod . . . Krug, und Messer, und Topf . . . die zu Stücken getragenen Kleider . . .

Und die gesegnete Welt ganz! und den Schmerz, und das Grab. [2227]

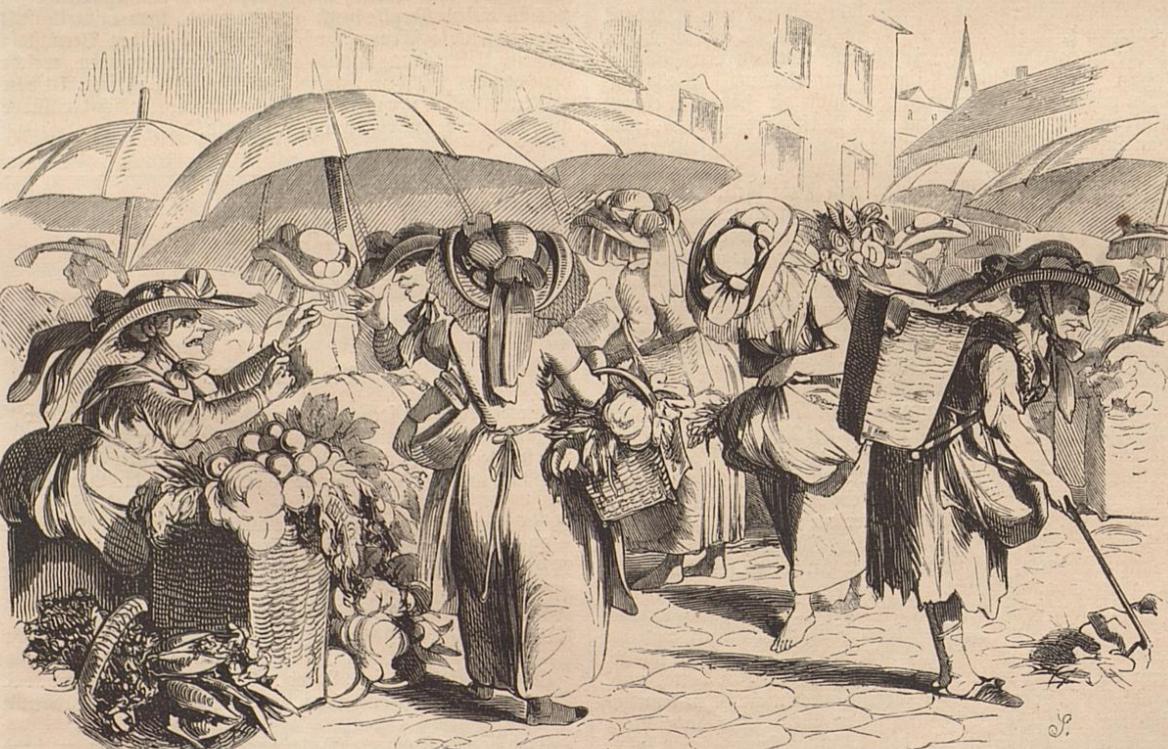
Drei Jahre aus dem Leben eines Hutes.



1856.



1857.



1858.

Gobelin-Capeten.

Der Name „Gobelin“ ist uns Allen bekannt; dennoch dürfte es vielleicht unter unsern Leserinnen Manche geben, welche nicht wissen, wie der Name „Gobelin“ eigentlich mit dem dadurch bezeichneten Gegenstande zusammenhängt.

Gobelin war der Name eines berühmten Färbers, der unter der Regierung Franz I. zu Paris in der Vorstadt St. Marcel lebte und Ausgezeichnetes, namentlich in der Wollfärberei, leistete. Seinen eifrigen Bestrebungen gelang es, die herrliche, so sehr geschätzte Scharlachfarbe zu entdecken, welche noch heute unter dem Namen écarlate de Gobelin bekannt ist. Das Haus, oder vielmehr die weitläufigen Gebäude, in welchen der industriöse Mann sein ihm Ehre und Reichthum eintragendes Geschäft betrieb, wurden nach ihrem Besitzer „le Gobelin“ genannt, ja sogar der kleine Fluß, welcher an dem Stablfament vorbeifloß und für das Geschäft von so hoher Wichtigkeit war, hieß: le Gobelin.

1667 kaufte Ludwig XIV. die zur Gobelin'schen Färberei gehörigen Gebäude und ließ eine Teppichweberei darin anlegen, deren Producte bestimmt waren, die königlichen Schätze zu zieren. Seit dieser Zeit hießen nicht nur die in jenem Hause gewebten Teppiche Gobelins, sondern auch die in andern Orten in Ländern verfertigten desselben Genre's tragen diesen Namen.

Die Kunst der Teppichweberei war zu so hoher Vollkommenheit gediehen, daß die größten Maler es nicht unter ihrer Würde fanden, Cartons zu Teppichen und Capeten zu zeichnen. Welche Mittel den Teppicharbeitern zu Gebote stehen, um durch die Werke ihrer Hand an Farbenpracht und feiner Miancirung mit dem Pinsel des Malers zu wetteifern, kann aus dem Umstande ersehen werden, daß die Zahl der in der Pariser Teppichfabrik zu verwendenden Farben Wolle 22,000 beträgt.

Man unterscheidet bei den Gobelins Hautelisse- und Basselisse-Capeten, welche ohne eigentlichen Stuhl ganz mit der Hand gearbeitet werden, die ersteren mit senkrecht, die letzteren mit wagrecht aufgespannter Kette. [2132]

Die Bäder.

Die Sorge für die Gesundheit sowohl als die für die Pflege der Schönheit rath zum Gebrauche der Bäder, denn sie tragen eben so viel zur Erhaltung der ersteren bei, als sie namentlich die Reinheit des Teints befördern. Bäder zu nehmen, ist in jeder Jahreszeit heilsam; im Sommer muß es alle acht Tage, im Winter alle vier Wochen geschehen, und gilt diese Bestimmung nicht für den Zustand der Krankheit (in diesem gilt die Verordnung des Arztes), sondern für den der Gesundheit.

Indeß Bäder zu nehmen und der dabei nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht zu achten, wäre tausendmal schlimmer, als das gänzliche Unterlassen des Badens.

Warme Bäder, d. h. solche von 30 — 40 Grad Wärme, sagen vorzüglich Personen von zarter oder schwacher Constitution zu: Frauen, Greisen, Kindern; sie erweichen die Fibern, vermehren die Transpiration, und stellen dieselbe, wo sie ganz fehlt, wieder her. Ehe man in das Bad geht, muß man mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm über das Gesicht streichen, damit das Blut nicht zum Kopfe steige, und dieses Verfahren während des Badens zwei oder dreimal wiederholen.

Ein warmes Bad hat stets, je nach der Constitution des Badenden, mehr oder weniger die Wirkung, das Blut nach dem Kopfe zu treiben, daher sehr zu rathen ist, das Bad so kühl zu nehmen, als man es ertragen kann.

Nichts ist so schädlich, als im Bade zu lesen; Ruhe des Geistes und Ruhe des Gemüthes ist nothwendig, wenn das Baden der Gesundheit vortheilhaft sein soll.

Sobald man das Bad verlassen, muß der Körper mit erwärmten Leinentüchern vollkommen getrocknet werden; die Wangengegend mit einer in aromatischen Essig getauchten Bürste zu reiben, ist sehr heilsam. Nach dem Ankleiden ruht man einige Minuten und vermeidet, sogleich an die frische Luft zu gehen.

Sehr heilsame Bäder, besonders für Kinder, sind die Kleiebäder; die Vorbereitung besteht einzig darin, daß man 2 Pfund Kleie in 40 Pfund Wasser kochen läßt und dieses Wasser durch ein Tuch mit dem übrigen zum Bade bestimmten Wasser sammengießt. Häufig wird die Kleie auch in ein Säckchen gebunden und während der Dauer des Bades im Wasser gelassen.

Die kalten Bäder, d. h. die unter 18 Grad, erfordern noch größere Vorsicht, und sind nur ganz Gesunden zu empfehlen. Für solche sind sie kräftigend, stärken die Verdauung und die Muskeln; Personen mit schwacher Brust aber sind die kalten Bäder schädlich, ziehen alten Leuten Schlagfluß und Kindern Krämpfe zu.

Doch auch gesunde Personen, welche ungestraft ein kaltes Bad nehmen können, dürfen nicht anders, als mit völlig ausgeruhetem Körper und mit keineswegs überfülltem Magen hineingehen. Es ist besser, mit einem raschen Schritt ins Wasser zu gehen, als langsam und zögernd sich nach und nach hineinzuwagen. Dadurch, daß die Füße anfangs lange allein im kalten Wasser stehen, drängt sich alle Wärme nach den höhern Organen, was die schädlichsten Folgen haben kann.

Nach dem kalten Bade ist eine mäßige Bewegung heilsam. Schwefelbäder werden Personen von schwacher Constitution häufig verordnet. Sie können sehr wohl im Hause genommen werden, doch nur in einer hölzernen Wanne. Auch muß man sich hüten, Schmuck oder sonstige Metalle dem Schwefelbampf auszusetzen. Die Gegenstände verlieren augenblicklich ihr eigenthümliches Aussehen.

Doch auch noch etwas verändern die Schwefelbäder, weshalb eitle Frauen sehr auf ihrer Hut sein müssen: die Schminke.

In dem Badeort Bar èges z. B. hatte eine junge, doch etwas bleiche Dame, ehe sie ins Bad ging, vergessen, von ihrem Gesicht die Schminke zu entfernen, und als sie aus dem Bade kam, war sie freilich nicht blaß, aber auch nicht roth, sondern jede Wange zeigte einen runden schwarzen Fleck, einem Pflaster ähnlich. Man kann den Schreck der armen, allzuhart Bestraften sich vorstellen über diese Verwandlung. Ihre Mühe, diese Spuren ihrer Unachtsamkeit zu vertilgen, blieb so lange vergeblich, daß sie sich genöthigt sah, die Kunst des Chemikers und des Arztes zu ihrer Befreiung aufzurufen. [2138]

Die Mode.

Die Mode ist jetzt nicht mehr die tyrannische Gebieterin von ehemals; sei sie die Phantasie zu ihrer Vertrauten, zu ihrer Verbündeten gemacht, sind ihre wandelbaren Launen liebenswürdiger geworden, weil sie nicht gar zu sehr in Eigensinn ausarten, sondern der befreundeten Phantasie und dem guten Geschmack die erste Stimme gönnen. Auf Etwas nur hält die Mode streng und muß streng darauf halten, wenn ihre Wunderbauten, ihr Reich, ihr ganzes Ansehen nicht buchstäblich zusammenfallen sollen — und dieses Etwas ist der Steifrock; auf ihm beruht der Charakter, die Eigenthümlichkeit der heutigen Damentoilette. Es ist gleichgültig, ob die Robe einer Dame mit doppeltem Rock, ob sie mit Volants oder à bandes garnirt sei, sobald der jupon nicht fehlt, diese Garnituren zur Geltung zu bringen. Volants sieht man am meisten, namentlich bei dünnen Kleidern, und man muß zugestehen, daß es kaum eine Art der Verzierung geben kann, welche die Grazie solcher Roben vortheilhafter hervorretten läßt, als diese. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß doppelte Röcke und Garnituren à bandes (schürzenartige Garnituren) an Eleganz hinter den Volants zurückstünden.

Es ist zum Erstaunen, welchen seltsamen Erfindungen man zuweilen begegnet, zu welchen bizarren Zusammenstellungen das Streben nach Neuem Veranlassung giebt! — Würdet Ihr mir glauben, meine Leserinnen, wenn ich Euch sage, daß man sogar seidene Kleider mit — Stroh garnirt? Eine bedeutende Modistin hatte kürzlich an zwei Kleidern von grauer Seide dieses Material als Schmuck benutzt, sowohl zum schürzenartigen Besatz des oberen Rockes (die Kleider waren à deux jupes), als auch an Ärmeln und Schoofs-Taillen, welche letztere vorn mit Brandenburgs und Stroh besetzt erschienen. Allgemeine Nachahmung wird und kann die Neuheit nicht finden, so reizend ihr Effect ist, so kunstreich die Vorten, Guimpen und Glöckchen von Stroh auch gearbeitet sind. Das Stroh ist gewiß kein Material, welches den damit besetzten Kleidern, namentlich seidenen, ohne Nachtheil für dieselben als Schmuck gegeben werden könnte, da seine nie ganz zu besiegende Sprödigkeit den Stoff leicht durchreißt. Unserer Ansicht nach ist es überhaupt gegen den guten Geschmack, ein Kleid, namentlich ein seidenes, mit einem Besatz von geringerem Stoff zu versehen, als das Kleid selbst ist; der entgegengesetzte Fall (d. h. besserer Besatz) ist hier natürlicher und daher geschmackvoller. Vor einigen Jahren tolerirte die Mode z. B. wollene Spitzen als Besatz seidener Roben und Mantillen, eine der unschönsten Modifikationen des Luxus, welche auch, wie vorauszusehen war, nicht dauernd in Anwendung gebracht wurde.

Das Stroh hat uns den Hüten nahe gebracht, also verweilen wir einige Augenblicke bei diesem so wichtigen Theil weiblicher Toilette, welcher sich zu immer größerer Bedeutung zu erheben scheint, je kleiner er quantitativ geworden.

Was wir in unserm vorigen Modenbericht über Hüte gesagt, gilt natürlicherweise auch heute noch, und wenig bleibt uns zu ergänzen übrig. Die Blonden, deren man sich zum Schmuck der Hüte bedient, werden häufig mit herabhängenden Schmelz-, ja sogar mit weißen Perlen-Garnituren versehen. Die Perlen sind so beliebt, daß jetzt sogar zu Hüten ein mit Perlenplein besetzter Tüll verfertigt wird, welcher als Ueberzug zu jeder beliebigen Farbe seidener Stoffes verwandt werden kann. Als Ersatz der Blonden an Hüten bedient man sich auch schmaler Volants von Tüll, gestickt mit kleinen weißen Perlen, in Dessins, welche Blonden- oder Spitzenmuster imitiren.

Doch auch diese Neuheit ist mehr bizarr als hübsch und wird wahrscheinlich den Blonden und Spitzen im Ganzen wenig Abbruch thun.

Die Pamelahüte kommen sehr in Aufnahme, werden jedoch für jetzt noch mehr im Wagen als zur Promenadetoilette getragen. Sie haben gewöhnlich eine breite Krümpe von Reiszstroh, welche zugleich Paffe und Bavolet bildet. Der Kopf besteht aus Seidenstoff, Band oder seidenern Spitzen, und die Form dieser Hüte bietet zu Ausschmückungen der verschiedensten und reizendsten Art Gelegenheit.

Zu Landpartien und zur Reise ins Bad werden die Schweizerinnen-Hüte (Chapeaux suisses) mit großer Vorliebe von jungen Damen getragen, namentlich in Paris, wo es den Modistinnen so nahe liegt, auf dem Felde der Vergangenheit, welche unter der Regierung der Ludwigs XIV, XV, XVI in Bezug auf Luxus und Mode so reich ist, Wehren zu lesen. Hinsichtlich des Schweizerinnen-Hütes ist das fast wörtlich zu verstehen. Den Hut, welchen Marie Antoinette in Trianon getragen, mit dem leichten Bouquet von Neyren, Feldblumen und Gras, sieht man in so treuer Copie auf den Köpfen schöner Pariserinnen, daß man unwillkürlich an jene Zeit erinnert wird, wo die unglückliche Königin ahnungslos wie ein Kind neben dem drohenden Abgrund ihre idyllischen Spiele trieb.

Der Hut Louis XIII (Prophetenhut) ist noch immer sehr beliebt, und wird sich ohne Zweifel diesen Sommer hindurch während der Badesaison noch in Gunst erhalten. Die Grazie dieses Hütes in das rechte Licht zu stellen, dazu gehören freilich mancherlei Bedingungen, deren Nichterfüllung das „Unmuthigsein Sollende“ nur gar zu leicht ins „Lächerliche“ übergehen läßt. Streng genommen, darf ein Prophetenhut nur zur Vasquine getragen werden — Tücher, Mantillen, sogar Shawls stehen im Widerspruch mit dem Charakter des Hütes, und stören die Harmonie der Toilette, auch wenn die Hauptbedingungen zum Tragen eines Prophetenhütes, ein jugendliches Gesicht und eine schöne Gestalt, vorhanden sein sollten. Wir hätten unsere Leserinnen als Zuschauerinnen einer Scene gewünscht, welche kürzlich in Berlin unter den Linden zum Ergötzen aller Derer stattfand, die der Zufall zu Theilnehmern machte. Den kostbarsten, zarresten Prophetenhut tragend, ging eine alte, zerlumpte gefleibete Frau, einen großen Sack auf dem Rücken tragend, die Linden auf und ab, eine lebendige Ironie auf alle die Damen, welche sich unter diesen Hut brängen. Studenten waren es, welche auf so ergötzliche Weise der Damenwelt diese heilsame Lehre gegeben; sie kauften den schönsten Hut dieser Gattung, den Berlin aufzuweisen hat, und gaben einer alten Knochenhämmerin Geld unter der Bedingung, mit dem Hute auf dem Kopf unter den Linden zu promeniren.

Ob durch diesen Streich die satirischen Mäusenböhe den jungen Berlinerinnen den Prophetenhut verleidet haben? —

Ich glaube kaum, so wenig als der tausendfache Spott über Crinolineröcke diese zu verdrängen vermochte.

Ueber die neuesten Façons der Kleider taillen gab der Bazar Nr. 24 in einer Reihe von Abbildungen Auskunft, welche den Leserinnen gezeigt haben, daß dieselben mit oder ohne Schoof, mit spitzer oder abgerundeter Schneppe, hoch oder aus-geschnitten getragen werden, und soll die nächste Nummer (Nr. 28) eine abermalige Fortsetzung dieser Abbildungen nebst Schnittmustern liefern, da von verschiedenen Seiten uns die Versicherung ausgesprochen worden, daß wir dadurch den Wünschen vieler begegnen.

Taillen ganz ohne Schneppe gehören zu den Seltenheiten, und können, wenn auch nicht verworfen, so doch nicht zu den Erfordernissen der Mode gerechnet werden. Selbst die Kleider, an welchen man Gürtel anbringt, zeigen gewöhnlich vorn eine Verlängerung der Taille, wenn auch keine eigentliche Schneppe.

Jetzt, wo die schöne Welt unserer Städte gar bald in die Badeorte übersiedelt, möchte es wohl an der Zeit sein, nochmals an die hübschen Negligékleider von Piqué, Zaconet oder von weißem Mouffeline zu erinnern. Die letzteren existiren sowohl mit kleinem buntgedrucktem Muster, als auch (und das sind die elegantesten) mit reicher Stickerei.

Der Schnitt dieser Morgenkleider ist eben so eigenthümlich als elegant. Das Leibchen hat einen Schoof, garnirt mit einem breiten à la vielle getollten Volant, welcher sich den zwei Volants des Rockes anschließt. Ein Fichu mit langen abgerundeten Enden dient dem Leibchen zur Verzierung. Die Ärmel sind offen und in breite, tiefe Falten gelegt, welche dem Kleide den Anstrich eleganter Bequemlichkeit verleihen. Rücken à la vielle garnirt den unteren Rand der Ärmel und den vorbereiten Schluß der Taille. An den Morgenkleidern von Zaconet sieht man auch häufig bergleichen Rücken desselben Stoffes als Tragbänder auf das Leibchen gefügt; dergleichen weite Volant-ärmel, mit derselben getollten Rüsche besetzt.

Die Kleider, so wie die bei jungen Damen sehr beliebten Jäckchen von Piqué erhalten keine andere Ausschmückung als Vorten, Guimpen und Glöckchen von Zwirn, welche auf den Rücken als schürzenartiger Besatz, auf den glatten Leibchen als Brandenburgs und an den sehr weiten Ärmeln in entsprechender Weise verwandt werden.

Bei Gelegenheit des Negligé wollen wir auch der Negligétragen und Manschetten gedenken, welche indessen ebenso wohl zu einfachem Hausnegligé als zu dem gesuchteren Badesnegligé passen. Die dauerhafteste, hübscheste, und daher empfehlenswertheste Art der Negligétragen ist von weißem, sehr dichtem, häufig von doppeltem Stoff, um Steife hervorzu-bringen, und mit einem kleinen Piqué-Muster pleinartig gestickt. Sie sind etwas größer als die Pariser Kragen, ringsum mit einfachen Languetten umgeben, vorn gewöhnlich in ziemlich langen Spitzen auslaufend, und durch Knöpfchen geschlossen. Gleiche Knöpfchen schließen auch die Manschette, die als Aufschlag einen dichten Unterärmel von mäßiger Weite ziert, welcher unter der Manschette noch an ein Bündchen genäht ist. Es dürfte schwerlich ein häuslicher Schmuck zu finden sein, welcher Zierlichkeit, einfache Sauberkeit und anspruchslose Eleganz so vereinigt, als diese eben erwähnten Lingerie-Artikel, welche für den häuslichen Gebrauch noch besonders den Vortheil haben, daß sie länger als andere Kragen und Manschetten rein bleiben.

Wie früher schon erwähnt, werden neben den schwarzen Spitzenmantillen auch Mantillen von weißem Mouffeline die Gunst der Damen erlangen. Wir sahen ein reizendes Exemplar dieser Art von sehr klarem Mouffeline, mit lila Tarlatan gefüttert, umgeben von einem breiten, gestickten Volant. Das Capuchon war ebenfalls lila gefüttert und mit einer schwarzen Sammetkrawatte versehen.

Eine elegante Neuheit, mindestens in ihrer jetzigen Gestalt, sind die Umschlagtücher von Grenadine. Die Schönheit des Gewebes, die Frische der Farben und die Originellität der Zeichnungen geben ihnen einen Grad gebiegener Schönheit, der diesem Artikel einen großen Erfolg sichern wird.

Die beliebtesten sind auf schwarzem, kornblumenblauem oder meergrünem Grunde mit bunten türkischen Renaissance- oder Pompadour-Mustern, deren eigenthümliche Zusammensetzung und Harmonie der Farbe dem verwöhntesten Geschmack Beifall abnöthigt.

Neben diesen Tüchern von Grenadine werden auch die halben Tücher (mit 3 Zipfeln) von schwarzem Taffet, von weißem Taffet oder in Phantasiefarben, reich gestickt, mit Spitzenvolants oder breiten Franzen besetzt, schwarze und weiße Spitzentücher, auch solche von gesticktem Mouffeline getragen.

Aus diesen und früheren Angaben werden unsere Leserinnen die große Mannigfaltigkeit erkennen, welche das Gebiet der Sommerumhüllungen uns zur Auswahl darbietet; in der That giebt es kaum eine Form, eine Farbe, eine Ausschmückungsweise, welche zu tragen und anzuwenden nicht erlaubt wäre, sobald es mit Grazie und Eleganz geschieht.

Die zu Coiffuren und Hutgarnituren beliebtesten Blumen nannten wir bereits in voriger Nummer, doch giebt es der reizenden Kunstschöpfungen in diesem Genre so viele, daß wir zu einem Nachtrag uns veranlaßt fühlen, welcher mehr den Früchteln als den Blumen gilt, sogar dem Unkraut, wenn man die Distel dazu rechnen will. Ein Distelbouquet ist reizend, noch lieblicher aber sind die Kränze von Rüschen. Wenn man die reizenden, lodenden Früchte in ihren grünen Blättern auf einem Reiszstrohhut sich wiegen sieht, wundert man sich, daß die Vögel nicht aus den Ästen herabschleichen, davon zu naschen. Es giebt nichts Schöneres als einen solchen, mit rothen glänzenden Rüschen reich garnirten Strohhut; Rüschen sind, wenn gleich kein so idealer Schmuck als Blumen, doch ein nicht minder kleidender. Sogar der Kastanienblüthe haben die Modistinnen ihre feine Pbyssognomie abgelautsch und schmücken Haar und Hut der Damen damit. Man muß zugeben, ein Kastanienzweig mit den schön geformten grünen Blättern, den zarten Blüthen, den grünen nachlichen, zuweilen halb aufgesprungenen Früchten, ist ein Schmuck, der seinem Verfertiger eben so viel Ehre macht, als er seinem Zweck auf die anmuthigste Weise genügt.

Die Drangblüthe, der Schmuck der Bräute in Frankreich, hat in einigen Gegenden Deutschlands bereits die dunkle ernstere Myrthe verdrängt. Jetzt jedoch gönnen die bräutlichen Französinen der Drangblüthe nicht mehr allein die Ehre, sie vor dem Altar zu schmücken, sondern fügen derselben noch weiße Waldrebe, weißen Flieder oder weiße Rosen hinzu. Aus Drangblüthe nur wird über der Stirn ein Diadem gebildet,

und die eine oder die andere der genannten Blumen schließt nach den Seiten sich an, mit ihren Zweigen und Blättern den Kranz bildend, welcher bei unsern Nachbarinnen jenseits des Rheins unsere jungfräuliche Myrthe ersetzt.

[2429]

Veronica v. G.

Schönheitspflege.

Wir theilten bereits in früheren Nummern Artikel mit, welche, wenn auch unter anderm Titel, doch denselben Gegenstand besprachen. Namentlich geschah dies in dem Artikel: Das Gesicht (Bazar 1. 1857. Seite 6), welcher zur Pflege der Schönheit ganz andre Mittel angiebt, als in folgenden Zeilen gerathen werden. Democh wollen wir, weil wir jenen Artikel aufgenommen, einer andern Meinung die Stelle in den Spalten unseres Blattes nicht versagen, sollte dieselbe auch der früher veröffentlichten entgegen sein.

Hat doch jede Meinung das Recht, gehört zu werden, besonders wenn jede, wie es hier der Fall, gleich viel Anhänger zählt und für ihre Vortrefflichkeit Beweise anführen kann. Es wird hier sein, wie so oft bei streitigen Punkten: Beide Theile haben Recht.

D. Red.

Die Vorschriften über die Erhaltung der Schönheit sind fast so verschieden und abweichend wie die Urtheile über dieselbe. Der wichtigste Theil der weiblichen Schönheit, die Hautcultivir, ist von den Engländern mit der größten Sorgfalt und dem besten Erfolge behandelt worden, denn gegen den Teint englischer Damen stehen die deutschen immer im Nachtheil. Das Hauptmittel, welches in England gebräuchlich ist bei der Hautpflege, ist die Seife, gegen die leider in Deutschland tiefgewurzeltes Vorurtheil besteht. Die englischen Kinder werden schon im zartesten Alter Morgens und Abends mit kaltem Wasser und Seife gewaschen, und alle schönen Engländerinnen waschen sich Hals, Gesicht und Hände Abends vor dem Schlafengehen mit Seife tüchtig ab, dann ziehen sie Handschuhe an, binden ein leinernes Tuch, welches in Safran gelb gefärbt worden, um den Hals und eine solche Binde um die Stirn, wodurch die Glätte und Weiße der Haut befördert wird. So legen sie sich schlafen und am andern Morgen waschen sie sich mit frischem Wasser wieder tüchtig wie in einem Spülbad, jedoch dann ohne Seife, weil die Haut nach dem Schlafen nur der Erfrischung, nicht der Reinigung bedarf. Wenn unsere jungen Mädchen eben so handelten, würden sie nicht so frühzeitig Runzeln auf der Stirn haben, und die häßlichen Schönheitsfeinde, die schwarzen Punkte an der Nase, Miteffer genannt, würden nie erscheinen; sie entstehen nur durch Staub, welcher sich in die Fett-Drüsen der Haut setzt und dort verhärtet. Wer schon an diesem entstellenden Uebel leidet, kann es nur durch tüchtiges Waschen mit kaltem Wasser und Seife heilen, wodurch die Haut gereinigt und gestärkt wird, denn es ist eine Erschlaffung, in Folge welcher sich die Hautdrüsen zu weit öffnen und durch Lympe verstopfen. Die Seife muß natürlich keine scharfen Ingredienzen enthalten; bittere Mandeln sind jedoch erlaubt und heilsam.

[2435]

— v. —

Gegen den Sonnenbrand.

Die häßlichen rothen Flecke auf Stirn und Nase, welche der Sonnenbrand hinterläßt, sind fast nie wieder zu vertilgen, wenn nicht gleich nach der Entstehung etwas dagegen angewendet wird. Wenn eine Dame von zartem Teint gezwungen ist, längere Zeit in der Luft zu sein, z. B. auf Reisen oder Landpartien, so wird sie selbst, ohne sich heftigem Sonnenschein auszusetzen, doch schon rothe Stellen auf der Stirn bemerken, welche später jedesmal bei der kleinsten Erhitzung wieder zum Vorschein kommen. Es ist ein gutes Mittel, Abends Stirn und Nase mit Scheiben von frischen Gurken zu belegen oder in Ermangelung derselben sonst etwas Kühlendes, wie Erbbeerren, auch Umschläge von saurer Milch. Das bekannte Peterfilienwasser kann auch angewendet werden, doch nützt es nicht viel; ungesalzenes Rosenwasser mit einem feinen Klappchen immer wieder auf die rothe Stelle gelegt, wirkt besser, ebenso bittere Mandelmilch. In der Luft bedeckt man die rothen Stellen möglichst; die Engländerinnen legen auf Reisen oft grüne Blätter auf die Stirn.

[2434]

— v. —

Garten-Arbeiten.

Juli.

Die zweite Hälfte des Jahres hat begonnen; die Schönheit der mit Grün und Blüten prangenden Erde, welche im Mai und Juni ihren Höhepunkt erreichte, fängt an, wenn auch nicht zu welken, doch durch ihre minder frischen Reize uns vorzubereiten auf die Zeit, wo alle Blüthe zur Frucht geworden, alle Frucht geerntet sein wird, wo die Erde, alles Schmuckes bar, einer freundlichen Matrone gleicht, die Alles hingegeben, ihre zahlreichen Kinder zu erfreuen, zu nähren, zu kleiden, und Nichts übrig behält als das zufriedene Lächeln, womit sie der Ruhe des Winters entgegenfiehet.

Noch leben wir im Sommer, noch einige Monde trennen uns von dem Herbst, noch einige Monde, reich an Genüssen für Auge, Gemüth und Gaumen. Manche der herrlichsten Liegen freilich schon hinter uns. Der süße, prachtvollste Flieder, der zum Feste des heiligen Geistes seine letzten Dülste als freudiges Opfer dargebracht, ist verblüht, der Goldregen hat seine Schätze, vom Gewittersturm unsanft bewegt, zur Erde geschüttet, Schneeball und Pöone haben unsere Augen ergötzt, die Erdbeeren uns erfrischt bei der Hitze der Junitage, doch der Rosenstolz steht noch in vollster Pracht. Der Garten hat als Lohn unseres Fleißes uns schon junge Gemüse geboten, die

Original-Musik des Bazar.

Wanderers Nachtlied.

Von R. Reinick.

Gustav Eggers.

Andante.

SINGSTIMME.

Dort un-ten hin-ter dem Wal-de steht mei-nes Lieb-chen's Haus; da schaut sie jetzt zum Fen-ster in den dun-keln Gar-ten hin-aus! —

PIANOFORTE.

Schaut nach der Garten-pfor-te, wo ich von bannen schied, und in die dunk-le Fer-ne und singt ein Ab-schieds-lieb. Naß sind vom Thau die Blu-men und auch das grü-ne Gras,

so sind auch ih-re Au-gen jetzt wohl von Thränen naß! — so sind auch ih-re Au-gen jetzt wohl von Thränen naß! —

[2437]

Spargelbeete haben reichen Ertrag geliefert, und dürfen von Johanni an, wenn sie nicht geschwächt werden sollen, nicht ferner ausgebeutet werden. Zu ihrer Pflege ist es gut, sie mit einem kräftigenden Guß zu stärken, wozu aufgelöster Chilisalpeter besonders zu empfehlen ist.

Die frühen Kartoffeln werden geerntet, die abgeernteten Beete umgegraben und zu einer Aussaat von Herbstfrühen benutzt. Die leer gewordenen Erbsebeete können zur Anpflanzung von Grünkohl, Braunkohl u. dgl. dienen; die Zwiebeln und Schalotten sind reif, werden herausgenommen und zum Trocknen und Nachreifen auf dem Boden ausgebreitet. Zu Ende des Monats wird der Sellerie abgeblattet, d. h. man schneidet die zunächst an der Wurzel stehenden 5 Blätter, auch wohl die feinen Seitenwurzeln ab, worauf man die einzelnen Stauden wieder dicht mit Erde behäufelt.

Die Erdbeeren werden abgerannt, bis zu den Herzblättern abgeschnitten und auf's Neue mit Erde aufgefüllt, wozu Composterde*) am geeignetsten ist.

Gütige frühe Obstsorten (frühe Äpfel und Birnen) können geerntet werden; das Oculliren beginnt ebenfalls in diesem Monat, und sucht man diese Operation, wenn sie gelingen soll, wo möglich bei warmer Luft und bedecktem Himmel zu vollbringen. Ist das Wetter klar, so thut man gut, das edle Auge (welches recht kräftig sein muß) nach der Witternachtsseite zu einzuschleichen in den wilden Stamm, an einer recht fastigen Stelle desselben, und wohl zu beachten, daß beim Verbinden der Wunde mit Wachs das Auge nicht gedrückt werde.

Wenn der Weinstock abgeblüht, werden die Ranken ausgebrochen, damit das dicke, überflüssige Laub den Früchten die Sonne nicht entziehe.

Die Hecken des Gartens werden beschnitten, aus den Wegen die sich hervordrängenden Grashalme entfernt, die Blumen- und Gemüsebeete gejätet, die verwelkten Blüthen der Sträucher und Blumenstauden sorgfältig abgeschnitten, damit dem Garten sein frisches Ansehen erhalten bleibe, und Sämereien gesammelt.

Die abgeblühten Rosenstöcke werden verschnitten, damit der zweite Flor sich um so kräftiger entfalte, die Knollen der Ranunkeln und Anemonen herausgenommen, von Petunien, Hortensien, Verbänen u. s. w. Stecklinge gemacht, und die Lücken auf den Beeten, welche sich durch eingegangene Pflanzen gebildet, durch neue Pflanzen ausgefüllt.

Die zahllosen Blumen nennen zu wollen, welche im Garten von den wohlgepflegten Beeten uns dankbar anblicken, wäre ein thörichtes Unternehmen; was sind Namen gegen die liebliche Wirklichkeit, die als Sommer in tausend Blüthen uns entgegen tritt. Jedes kleine Blümchen trägt sein Theil bei zu der Schönheit des Ganzen, steht es auch unbemerkt neben der Königin der Anmuth, der Rose, armselig neben der hehren Reinheit der Lilie, wird auch sein bescheidener Duft kaum beachtet neben dem feurigsten der Nelke, deren Gluth einem wärmeren Himmel als dem unsrigen entlehnt scheint.

Last uns neben diesen stolzen auch die geringeren Blumen nicht verachten; helfen doch auch sie den Kranz flechten, den der Sommer unserer Mutter Erde auf's Haupt drückt.

Giddens-De,

eine Sage aus Kügen v. Mar Rosenhagen.

Ich hatte bei stürmischem Wetter den Leuchthurm Arkona's erstiegen, jenes Vorgebirge, das die mächtige Faust eines Giganten als letztes Bollwerk deutschen Bodens empor gethürmt hat, schroff und steil, 200 Fuß hoch über der Meeressfläche. Der Thürmer oben kam mir gleich wie ein alter Bekannter entgegen, drückte mir freundschaftlich die Hand und wiederherzlich die Hand und freute sich mit Weib und Kind über meinen Besuch bei so spätem Abend. Er hieß sein rosiges Töchterlein, Adelheid, mir ein Glas Grog brauen, jenen Lieblingsstrank des Nordens, zumal der Seegegend, während die rüstige Hausfrau in das Nebenstübchen ging und einen Teller mit gebratenen Enten für mich hervorlangte.

Diese sind eine kleine Revue meines Einsiedler-Postens, schmunzelte der Hausherr und wies auf das Geflügel meines Tellers hin. „Fast jede Nacht rennt eine Menge von Seevögeln, durch das blendende Licht der Thürmlampen gelockt, an dem dicken Spiegelglaste der Fenster die Schädel sich ein und wird von den Weinen dann Morgens todt am Boden gefunden; — s' wird gewiß auch morgen was für Deine Küche abgeben, Mütterchen, um so mehr, wenn der Sturm zunimmt.“ Und nun ließ er sich, während sein Töchterlein die Metallscheiben der Lampen putzte und das Del eingoß, in ein weitläufiges Gespräch mit mir ein, historisch-topographischen Inhaltes von seinem schmucken Insellande, durchwürtzt von mancherlei komischen Anekdoten aus seinem einsiedlerischen Leben hier, von denen ich eine nur unsern Lesern aufzähle. Er erzählte von Rosegarten, wie derselbe in dem nahe und allerliebste gelegenen Fischerbörtschen Witte unter Gottes freiem Himmel seine berühmten Uferpredigten gehalten habe, ein Gebrauch, der noch heutigen Tages zur Zeit des Haringfanges hier stattfindet, indem die armen Fischer, die für das ganze Jahr auf den Erwerb dieser kurzen Zeit angewiesen sind, dann nicht gut eine Meile Weges zur Kirche gehen können, sondern stets bei der Hand sein müssen, wenn die Haringzüge sich nahen:

Hier dient dann Gottes Himmel zum geweihten Dach;

Hier ist das Meer die Dorgel, so ruft die Herzen wach.

Höchst spasshafter Weise soll es nun aber einmal passirt sein, daß inmitten einer solchen Uferpredigt sich ein großer Haringzug an der Küste verspürte und die guten Fischer in größter Unruhe dem Pastor allerlei Zeichen gaben; die Predigt doch so rasch als möglich zu schließen, worauf er denn mit großer Eile also geschloffen: „Nun, so erfülle denn der Herr eure Herzen mit Haringen und eure Netze mit Gnaden, Amen!“

Der düstere Himmel draußen hatte sich inzwischen etwas aufgehellt; denn plötzlich warf die untergehende Sonne einen leuchtenden Blick in unser lustiges Stübchen, daß ein rosiges Licht den ganzen Raum erfüllte. „Nun nicht gesäumt, Vester!“ rief der Thürmer und erfaßte meine Hand, „lassen Sie schnell uns noch die Galerie draußen besteigen, trotz des Sturmwindes. Ein schöner Anblick wartet Ihrer.“

Wir traten hinaus. Unter mir lag das Meer in einer Tiefe von 400 Fuß. Das Auge staunte und schwelgte in einer

Unermeßlichkeit. Nach Norden zu ist Arkona die letzte Haltspitze; gerade aus ging's in Blaue, ohne Ruhepunkt, und das ermüdende Auge muß dem fliegenden Gedanken die Weiterreise nach Schweden und Dänemark überlassen. Südbüchlich dehnt sich die Spitze von Jasmund noch eine Weile dicht bewaldet aus; dann aber bringt auch hier die Unendlichkeit siegreich ein. Unten rauschten und schäumten die Wellen im heulenden Sturmwinde, erschienen dem Auge aber so klein, wie gekräuselte Schafwolle. Ein gestrandeter Dreimaster, der schräg ans Ufer festgenagelt war, schien ein kleiner Fischerkahn zu sein. Da stand ich, zum ersten Male Alles hinter mir, was Land heißt, in den süßesten Traum einer gänzlichen Befreiung eingewiegt, und hätte hinuntertauchen mögen in die grünblaue schäumende Fluth, um pantheistisch ins All mich zu verlieren. Der Himmel rund um mich trug ein fahles Kleid, ins Blaugelbe spielend. Unruhig wogte das Meer, wie von einer unaufhörlichen Furcht getrieben. Da aber ward's heller am westlichen Firmament. Wie unter der Asche aufglimmendes Feuer röthete sich unten der Horizont und lechete mit wachsender Gluth die nächsten Wolken an. Die untergehende Sonne flammte noch einmal auf vor ihrem Scheiden, als Königin des Himmels die Schöpfung erleuchtend. Doch neue Wolkenthürme, zu einer furchtbaren Masse zusammengebaut, stellten sich ihr entgegen. Wird sie siegen, die Heldin? — Ja, sie siegte, triumphirend, wie der Geist über die Masse. Durch die Wolken zuckten goldene Lichter; sprühend und in großen Ringen schossen die Strahlen über den Himmel weg; Ströme von rosigem Lichte zitterten über das rauschende Meer, und die Wellen wogten und schwannten und haschten danach, wie Kinder nach ihrem Spielzeug; vom Rosenmunde der Sonne zur Nacht geküßt, eilten sie lustig ins Weite und aus weiter Ferne noch tönte ihr Freudenjubel. — Da aber rollte der Feuerball der Sonne ins Meer hinunter und erlosch in ihm. Die Nacht sank herab. Schrillend freischten die Möven über dem Eröngewid zu meiner Rechten. Ganze Schwärme von diesen Vögeln tauchten aufs Meer hinab oder flogen schein auf's nahe Land; denn der Sturm nahm mit neuer Gewalt zu, so daß ich vollauf zu thun hatte, um an dem eisernen Galeriegeländer mich fest zu halten.

„Treten wir ein!“ rief der alte Thürmer mir zu und öffnete die Thür zum Eintritt in die Stube; „s' ist sich wahrlich drinnen gemüthlicher.“ Der Lichtstrom der inzwischen angezündeten Lampen quoll uns entgegen, mit solcher Energie, daß mein Auge, wie geblendet, nicht im Stande war, das kleine Zimmer zu überschauen; ich bedurfte Zeit, um in ihm mich wieder zurecht zu finden. „Nun, mein Töchterlein, noch einen Nachttrunk für den Fremden und mich. Bring' nur die Theemaschine für uns herein! Bei solchem Wind und Wetter, wie heute draußen, macht der siedende Kessel die schönste Abendmusik und ein warmer Trunk thut Leib und Seele wohl.“

Adelheid ging ihrem Auftrage nach und die Alte fragte:

„Wohin denn morgen weiter, Herr?“

„Ueber Giddens-De nach Stralsund hinüber.“

„Ein seltener Einsfall,“ fiel jener ein, „aber ich laß' ihn gelten. Giddens-De ist eine lange, schmale, wenig besuchte Insel. Die Bucht, welche sie von Kügen trennt, ist nicht groß, und wenn man beide Ufer näher betrachtet, möchte man auf den Gedanken kommen, daß sie beide erst zusammengedrückt

*) Aus Thier- und Pflanzen-Abfällen gemischte Erde. [2431]

hätten. Und dem ist wirklich so, und ich will erzählen, auf welche Weise sie getrennt wurden.

Mittlerweile hatte Adelheid die Theemaschine aus spiegelblankem Messing vor uns auf den Tisch gestellt, Mütterchen aber den Rum und Zucker für uns besorgt und dann selbst neben uns Platz genommen.

„Nun, so kann ich ja anfangen mit meiner Erzählung“, meinte der Alte und begann: „Vor langer Zeit also hing Hibde und Nügen zusammen, und da wohnten auf beiden zwei Frauen, die eine auf Nügen, die andere auf Hibden. Wohl waren sie Nachbarn, aber selten nur kamen sie zusammen; denn die eine von ihnen — sie hieß Frau Hibde — war ein gar böses Weib, mit der sich schlecht leben ließ. Da kam eines Tages ein Wandersmann daher. Der hatte sich verirrt und war hungrig, durstig und müde. Ihn verlangte sehr nach einem Obdach. Da sah er das Häuschen der Frau Hibde, welches mit seinen weißen Wänden gar lieblich aus den grünen Bäumen ihm entgegen lächelte, die es umgaben. „Da muß es gut sein!“ sprach er zu sich und ging raschen Schrittes darauf los. Er klopfte an die Thüre und bat um Einlaß. „Nein, nein!“ rief ihm die mürrische Hibde zum Fenster hinaus, „ich kann Euch nicht aufnehmen. Mein Hüttlein ist nur klein und ich habe selbst blutwenig zu essen. Geht nur ein Stücklein weiter zur Nachbarin; da steht's besser!“ Dabei schlug sie ihm das Fenster vor der Nase zu. — Kopfschüttelnd wanderte der Fremde weiter. Er hatte recht gut auf dem Tische in der Stube ein schönes Abendbrot gesehen, eine Schüssel voll gebratener Fische und ein großes weißes Brod. Das hatte ihm so lieblich entgegengerochen und nun mußte er mit dem schönen Geruche weiter wandern. „Das ist eine arge Lügnerin!“ sprach er vor sich und schritt mißmuthig auf das niedrige Häuschen der Nachbarin zu. Schon wollte er an die Thüre klopfen, da bemerkte er, wie hier Alles sehr dürftig und armselig ausah. „Das ist traurig“, dachte er, „s wird mir hier eben so, wie bei der Hibde ergehen; aber versuchen will ich's doch.“ Er pochte an die Thüre. Da ging sie auf und ein freundliches Gesicht blickte heraus.

„Liebe Frau“, sprach der Fremde, „bin ein armer Wandersmann, müde und hungrig, und suche ein Obdach für die Nacht. Laßt mich in euer Häuschen ein!“

Da machte die Frau die Thüre weit auf und sprach: „Kommt immer herein und nehmt fürlieb bei mir; hab' zwar nur wenig, denn ich bin arm; aber wenn ihr mit einem Süßchen und ein wenig Brod zufrieden sein wollt, so geb' ich's Euch gern. Für ein Nachtlager wird auch wohl Rath werden.“ Damit reichete sie ihm die Hand und führte ihn in die Stube, und bald hatte der Fremde Hunger und Durst gestillt. Mager war zwar nur die Suppe und grob das Brod, aber ihm schien es, als hätte er in seinem Leben noch nie so schön gegessen. Sanft schlief er die Nacht hindurch auf einem weichen Mooslager und des andern Morgens setzte ihm die freundliche Wirthin eine geräucherte Flander vor.

„Lohn's Euch Gott!“ sprach da der Wandersmann, „Ihr seid eine herrliche Frau, die's verdient.“ Er reichete ihr die Hand zum Abschiede. „Euer erst Geschäft soll ein glückliches sein!“ sagte er und wanderte zur Hüfte hinaus. Die Frau wünschte ihm eine glückliche Reise und ging in ihr Kämmerlein. Da lag auf ihrem Kasten eine Rolle Leinwand, die sie selbst gesponnen und gewebt hatte. Sie nahm sie auf, um sie, wie gewöhnlich, zur Weiche auf die Wiese ans Meer zu tragen. „Ist doch nur gar wenig diesen Winter geworden“, sprach sie traurig vor sich hin, „s wird wohl kaum zu einem Paar Hemden für mich hinreichen. Will doch 'mal nachsehen.“ Sie holte die Elle und fing an zu messen. „Eins, zwei, drei“ zählte sie, und zählte, und maß und maß, und die Leinwand wurde nicht all. Sie bewegte in großer Hast die Elle rascher und rascher und wußte die gemessene Leinwand vor sich nieder; aber das wurde bald ein großer Haufen, so daß er im Kämmerlein nicht mehr Raum hatte; sie ließ daher denselben liegen, ging mit der Leinwandrolle in das benachbarte Stübchen und setzte da das Messen fort. Aber auch dort hatte sie bald einen noch größeren Haufen gemessen, und die Leinwand wurde und wurde nicht all. Nun ging sie zum Hause hinaus und maß auch da ohne Aufhören, bis ihr die Arme erlahmten. Da dachte sie endlich an den Fremden, den sie in vergangener Nacht beherbergt hatte; dachte an seinen Wunsch, und nun ward's ihr klar, daß der liebe Gott ihr erstes Geschäft so gezeugnet hatte.

Als sie noch beim Messen so eifrig beschäftigt war, kam die Nachbarin Hibde vorbeigefahren. „Ei der Taufend, Frau Nachbarin!“ sprach sie verwundert und starrte die Leinwandberge an. „Wie kommt Ihr denn zu der vielen prächtigen Leinwand? Kein, so etwas Schönes hab' ich ja in meinem Leben nicht gesehen.“ — „Ja“, antwortete sie, „das rathet nur einmal, wenn Ihr's könnt. Werdet Euch aber schön ärgern, wenn Ihr's hört, daß Ihr sie auch haben könntet. Der fremde Mann, den Ihr gestern abgewiesen habt, hat sie mir geschenkt.“

Da wurde die Hibde vor Aetzer feuerroth und ihre häßliche Nase krümmte sich zusehend. Sie hatte keine Ruhe mehr und schlich sich schnell hinfort. „Halt“, sagte sie plötzlich, „das will ich schon kriegen! Der Mann kann noch nicht weit weg sein; hab' ihn erst dort ins Gehölz gehen sehen. Rasch hinterdrein!“ Nun nahm die Hibde ihre Röcke zusammen und lief spornstreichs in's Wäldchen dem fremden Manne nach. „Heda, heda!“ rief sie ihm hinterher, als sie ihn in der Ferne erblickte, „wartet doch ein wenig! will Euch was sagen!“ Der Fremde stand still und ließ verwundert die Frau herankommen. „Ei, Frau Hibde, was bringt Ihr mir denn?“ fragte er sie. „I“, antwortete sie ihm, „hab' die ganze Nacht vor Angst nicht schlafen können, weil ich Euch gestern fortschicken mußte. Hab' heute morgen aber einen guten Fischfang gethan, und will es nun an Euch gut machen, was ich gestern versäumt. Kommt zurück in mein Haus und esset Euch satt.“

Der Fremde lächelte und fehrte willig mit ihr um. Frau Hibde tischte ihm ein Frühstück auf, daß schier der Tisch hätte knaden mögen, und dachte: „Wenn er der für eine lumpige Flander so viel geschenkt hat, was wird er mir nicht für mein Essen geben.“

Der Wandersmann ließ es sich wohl schmecken, und als er gesättigt war, reichete er ihr zum Abschied die Hand und sprach: „Euer erst Geschäft soll gesegnet sein.“

Das eben wollte die gierige Frau net hören und überlegte nun hoch erfreut, was sie wohl zuerst thun müsse. „Nichtig, das ist das Beste“, schrie sie laut auf und sprach vor

Freuden in die Höhe, daß sie einen Eimer Wasser beinahe umramte, den sie vorhin vor die Thüre gestellt hatte, um ihn den Schweinen in den Trog zu gießen. „Nichtig, richtig!“ rief so noch einmal, „ich will nicht so dumm sein, wie die Nachbarin, und mich bei alter Leinwand aufhalten; ich werde in die Stube laufen und Geld zählen. Ha, wenn das nicht alle Würde und ich so den ganzen Tag zählen könnte!“

Nun wollte sie schnell in's Haus laufen und sich ans Zählen machen. Da fingen die hungrigen Schweine im Koven einen gewaltigen Spectakel an. „Will denen nur erst noch zu saufen geben!“ meinte sie, „damit sie mich später ein Zählen nicht stören.“ Schnell ergriff sie den Wassereimer, lief nach den Schweinen und goß das Wasser in den Trog. Aber, o Jemine, was ist denn das? das Wasser läuft und läuft und wird nicht alle. Sie will den Eimer fortheben, aber sie kann es nicht; das Wasser läuft unaufhaltbar heraus. Der Trog ist voll, er läuft über; der Stall füllt sich; die Schweine schreien im Wasser und erlaufen. Hibde sieht das Alles zu ihrem furchtbaren Schrecken und kann den Eimer nicht fortheben. Immer stärker läuft das Wasser; brausend fährt es zum Stalle hinaus, reißt das Haus um, zerbricht die Bäume und rinnt, wie ein starker Strom, unaufhaltbar ins Meer. Wie sehr Frau Hibde auch schreit und flucht und den Wandersmann verwünscht; da ist keine Hilfe. Bald ist das Wasser so tief wie das Meer und hat alles Land, über das es dahinströmt, sammt Haus und Garten mit sich fortgerissen. Heulend vor Schmerz sieht das die Frau, und vor Aerger und Wuth rührt sie der Schlag. Ihre Nachbarin, die durch ihre verkaufte Leinwand eine wohlhabende Frau geworden war, ließ sie aus Mitleid begraben und erzählte die Geschichte allen Leuten, die erstaunt den neuen Strom anstarrten, der einen großen Theil Land von der Insel losgerissen hatte, welches seitdem eine besondere Insel bildet. „Wißt ihr“, sprachen sie, „wie die neue Insel heißen soll? Hibdens-De wollen wir sie nennen, damit man immer wisse, daß die schändliche Hibde daran Schuld gewesen.“ Und so heißt sie bis diesen Tag. Das Wasser aber, das sie von Nügen trennt, nennt man den Trog, weil es aus einem Schweinetrog hervorgelaufen ist.

Das ist die Geschichte und wer von meinen Lesern nach Nügen kommt, der besuche auch die Hibdensee und den Trog; da werden es ihm die Leute wohl sagen, ob der alte Thürmer die Geschichte mir so recht erzählt hat.



Durch das rege Interesse, womit die Leserinnen des Bazar stets die literarischen Beiträge unserer geschätzten Mitarbeiterin Julie Burow (fr. Pfannenschmidt) begleiten, sehen wir uns veranlaßt, ihrer zwei neuesten, kürzlich erschienenen Werke hier zu gedenken.

Das erste: Erinnerung einer Großmutter, Roman in 2 Bänden, als 19. und 20. Band des „Album“ bei Kober in Prag erschienen, läßt den Leser den Werde- und Entwicklungsproceß eines edlen weiblichen Charakters mit ansehen, ja mit erleben, und das im Rahmen so interessanter Ereignisse, in der Staffage so vieler durch Wahrheit der Schilderung angehenden Persönlichkeiten, daß beim Lesen des Buches die Unterhaltung sich zum edlen, erquickenden Genusse steigert.

Ein Gleiches dürfen wir von dem bei Brodhäus in Leipzig 1857 erschienenen dreibändigen Roman derselben Verfasserin: Der Armuth Leid und Glück behaupten, ein Werk, welches alle der Verfasserin eigenthümlichen Vorzüge in reichem Maße erkennen läßt. Geschichte Vertheilung der Begebenheiten, Innerlichkeit der Charakterbildung, tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, und das Alles im Gewand einer fließenden, man möchte sagen, von Herzenswärme durchhauchten Sprache, welche Julie Burow unter den Frauen ihres Vaterlandes so viele theilnehmende Zuhörerinnen verschaffte.

Dürften wir in Bezug auf das letzte Buch etwas anders wünschen, so wäre es für Gertrud — die vorerfliche Tochter des gefunkenen Künstlers und ihrer kalten Mutter — etwas weniger Bedrücktheit; Ihr Thun ist so lieb, so fromm, so holdselig, ihr ganzes Gemüthsleben dadurch so klar ausgeprägt, daß wir bei diesem Bilde gern, wie bei einem guten Kupferstich, die Erklärung entbehren möchten.

Daß beide Erzählungen sich an einen historischen Hintergrund lehnen, wird der Mehrzahl der Leserinnen eine willkommene Zugabe sein zu dem Genusse, welchen die Theilnahme an dem inneren und äußeren Leben der handelnden Personen an und für sich bereitet. In die künstlerische Composition der Romane hier kritisch eingesehen, ist nicht unsere Absicht; der Raum unseres Blattes gestattet nur, die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen jenen Büchern zuwenden, welche jedenfalls zu den besten gehören, welche von Frauenhand für Frauen geschrieben wurden.

Ein Buch anderer Genre's dürfte gleichfalls in der Frauenwelt sich Freunde erwerben, d. h. neue zu denen, die es schon besitzt; es ist das zweite bei Pfauisch und Vogl 1857 in Wien erschienene Auflage eines Bändchens Gedichte, betitelt: Blumen, Romane, Lieder und Sprüche aus der Blumenwelt von Dr. Johann Nepomuk Vogl. Die Blumen, diese vielbesungenen, holden Kinder der Erde haben den beliebtesten österreichischen Sänger zu dem zum Theil sehr sinnigen Liedern begeistert, welche den Inhalt des Buches ausmachen, das für blumenliebende Mädchen ein angenehmes Geschenk sein dürfte. Als Charakteristik des Wertchens mag das Einleitungsgebidt hier eine Stelle finden:

Bei Blumen.

O, laßt mich nur bei Blumen sein,
Bei Rosen und bei Nelken,
Im Morgen wie im Abenddämmer,
Bevor, bevor sie welken.

Nur mir doch nie so froh zu Sinn,
Als wenn ich Blumen sehe,
Ich fühl' es, daß ich besser bin
In ihrer holden Nähe.

Von den Liedern bis zu ihrem Ausdruck durch die Töne ist kein weiter Schritt — und diesmal sind es die Compositionen eines unsern Leserinnen schon vortheilhaft bekannten Componisten, auf die wir ihre Aufmerksamkeit lenken wollen; D. Krug, dessen Name im Verein mit einigen seiner anprechtendsten Werke in einer früheren Nummer dieses Blattes bereits ehrend genannt wurde.

Die damals ausgesprochene Meinung gilt mehr oder weniger für alle Werke des Componisten, so daß die namentliche Anführung der neu erschienenen zur Empfehlung derselben genügen mag. Vier Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Opus 86: Ständchen, Liebesverlangen; die Verlassene; Das trübe Auge.

Zwei Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. Nur einmal möcht' ich Dir noch sagen etc. und Abendhimmel; in letztgenanntem Liede besonders durchdringende Worte und Melodie einander auf die anmuthigste Weise. (Beide Hefte bei Fr. Schubert in Hamburg.)

Die folgenden Compositionen, obgleich nicht eigentlich Lieder, füllt man sich doch verlust in die Reihe der Lieder zu stellen, weil sowohl der Titel als der eigenthümlich lyrische Charakter ihnen Anspruch auf diesen Namen erwirbt.

Der Tyroser und sein Kind. Clavierstück nach einer Volksmelodie — Opus 89 — ein ansprechendes Idyll.

La premiere Violette — grande Valse du printemps. Opus 79.

Ferner: Albumblätter. Sechs charakteristische Clavierstücke. Erster Cyclus. Dieser erste Cyclus ist der „glücklichen Liebe“ geweiht, und feiert dieselbe in folgenden Liedern ohne Worte: 1. Liebeschmerz. — 2. Ständchen. — 3. Geständnis. — 4. Trennung. — 5. Sehnsucht. — 6. Wiedersehen.

Der Sänger dieser Lieder versteht in Tönen zu reden, das zeigen diese ihren Namen entsprechenden Melodien, welche in ihrem ungekünsteltesten Flus das wahre Talent, in ihrer Durchführung den gebildeten Musiker verrathen.

Die sechs Hefte der Albumblätter tragen sämmtlich die Opuszahl 85 — und sind, wie die zwei vorhergenannten Lieder ohne Worte, in der K. Hofmusikalienhandlung von Hrn. Bachmann in Hannover erschienen. Obgleich die Claviercompositionen von D. Krug in die Kategorie der sogenannten Salonmusik gehören, so erheben sie sich, wie schon bemerkt, über die hohle Oberflächlichkeit dieses Genre's, und können jungen, etwas geübten Clavierpielern warm empfohlen werden, weil die darin in natürlicher amuthiger Form ausgeprägten edlen musikalischen Gedanken säuernd auf den Geschmack wirken, und den Sinn für das Verständniß des höchsten Schönen in der Musik auszubilden im Stande sind.

[2409]



Carbopomade.

Man schneidet geschälte und ausgekernte Gurken in kleine Stücke (ein Pfund), eben so viel Melone, thut ein Pfund Schweinschmalz, 1/2 Quart gute Milch hinzu und läßt das Gefäß, welches dies Alles enthält, 8—10 Stunden in kochend heißem Wasser stehen. Dann wird die Masse durch ein Tuch gut ausgebrüht. Nachdem sie gewonnen, läßt man sie abtropfen, wäscht sie so lange mit stets frischem Wasser, bis dieses keine Farbe mehr annimmt, und trocknet alle wässrigeren Theile mit einem Leinentuch auf, damit die Pomade nicht schimmelig werde. Man bewahrt sie in Büchschchen auf, und braucht sie zur Erfrischung der Haut.

[2262]

Aromatischer Essig für die Toilette.

Entweder läßt dieser Essig durch Destillation, durch Aufguss oder durch Zugießen irgend einer Essenz sich herstellen; die erstgenannte Art, welche große Vorrichtungen erfordert, wird nur von den Parfümeurs angewandt, die beiden andern jedoch lassen sich leicht in jeder Haushaltung ausführen. Zu einer beliebigen Quantität guten, sehr concentrirten Essigs thut man 1/2 Alkohol (à 36 Grad), gießt diese Mischung je nach Belieben auf Orangenblüthen, Nelken, Thymian oder Lavendel und läßt es einige Stunden stehen. Die letztgenannte Pflanze ist besonders anzuempfehlen wegen ihrer erfrischenden, stärkenden Wirkung auf die Haut.

Das bloße Zugießen einer Essenz ist noch einfacher als das Ausgießen des Essigs auf die Blüthen; man hat Nichts weiter nöthig, als der Essig- und Alkohol-Mischung einige Tropfen der Essenz, die man vorzugsweise liebt, zuzusetzen. Außer den bei Gelegenheit des Aufgusses erwähnten Blumenparfüms sind auch noch Bergamotte-, Rosmarin-, Krauseminze-, Citronen-Essenz u. s. w. zu erwähnen.

Auf Reisen ist ein Flacon solchen aromatischen Essigs sehr zu empfehlen, namentlich bei Reisen im Sommer, wo seine stärkende Kraft vielfach Gelegenheit finden dürfte, sich nützlich zu erweisen.



Compot und Eingemachtes von unreifen Apriocosen.

Man braucht dazu die herabfallenden noch grünen Früchte, sticht, nachdem man sie gesammelt, in jede einzelne mit einer starken Nadel, damit alle Säure in das kochende Wasser gehe, in welches man die Früchte, nachdem sie durchstochen, legt. Sobald sie weich gekocht sind, nimmt man sie heraus und läßt sie in einem Durchschlag abtropfen. Sobald sie zu trocknen anfangen, werden sie mit etwas Wasser, einem Stückchen Zucker und etwas Orangenzitronenwasser wieder über das Feuer gesetzt, wo sie nochmals durchkochen müssen. Dieses Compot hält sich 1 oder 2 Monat. Länger noch halten sich

Eingemachte Apriocosen.

Auf französische Art.

Dieselben kleinen grünen Früchte werden dazu verwandt, und ebenfalls gestochen. Dann nimmt man ein weißes Leinentuch, bindet etwas gesiebte Holzaspel hinein und legt das Tuch in ein Casserol mit Flußwasser, welches über starkem Feuer steht. Hat das Wasser einige Mal aufgekocht, so kommen die Apriocosen hinein und werden herausgenommen, so bald sie weich gekocht. Darauf werden sie in frischem Wasser gelegt, damit sie ihre grüne Farbe wiedererhalten, und während sie dann in einem Durchschlag abtropfen, kocht man einen Zuckersirup, mit welchem die Apriocosen aber nur 2 Minuten kochen dürfen. Vom Feuer abgenommen, bleiben sie jedoch noch eine Stunde in dem Zucker liegen. Darauf nimmt man sie heraus, läßt sie ablaufen, und stellt den Zucker allein über das Feuer, thut etwas Orangenschale, und nach einigen Augenblicken abermals die Apriocosen hinein, läßt sie noch 2 oder 3 Mal aufkochen, nimmt sie dann mit dem Schaumlöffel heraus und thut sie in Töpfe. Wenn die Früchte erkaltet, gießt man den Zucker durch ein Haarsieb darüber.

Moussirende Limonade.

Man mischt 5 Gramm kohlensaures Soda und 4 Gramm citronensaures Salz, zudert mäßig eine Quartflasche Wasser, thut einen Löffel voll Brauntwein hinzu, reibt mit einem Stüch-

Schmerzstillendes Wasser und Kampher-Pommade auf Biene- und Mückenstiche.

Zu ersterem nimmt man 100 Gramm flüssiges Ammoniak und 2 Gramm mit Kampher gesättigtes Alkohol, mischt diese zwei Substanzen, rührt sie durcheinander und läßt sie 2 Stunden stehen.

Dieses Wasser wird nicht allein gegen Insektenstiche, sondern auch mit Erfolg gegen Kopfschmerzen und Quetschungen gebraucht, nur muß man, wenn man es anwendet, sich in Acht nehmen, daß Nichts davon in Auge und Mund komme, auch vor dem Gebrauch auf dem Kopf die Haare wohl mit Pommade streichen, damit der starke Seifengehalt des Ammoniak nicht nachtheilig auf dieselben wirken könne.

Die Kampherpommade bereitet man auf folgende Weise: In einen kleinen Kessel mit kochendem Wasser stellt man ein Gefäß mit Schmalz oder ungesalzenem Fett, läßt es auf diese Weise zerschmelzen, mischt unter 3 Theile Fett 1 Theil Kampherpulver, rührt so lange bis das Pulver gänzlich mit der Fettigkeit verbunden ist und läßt die Pommade erkalten.

Ist man von einer Biene oder Mücke gestochen worden, so wäscht man die Wunde zuerst mit dem oben genannten Wasser und reibt sie darauf mit der Kampherpommade ein.

Aufbewahrung des Fleisches und der Fische im Sommer.

Rindfleisch, Kalbfleisch, Hammelfleisch und Wild bauern selbst in der heißesten Zeit 8-10 Tage, wenn man das Fleisch leicht mit Kleie bestreut, in einem sogenannten Fliegenschranz mit Leinwandwänden an der Decke einer gut gelüfteten, nach Mitternacht liegenden Stube aufhängt.

Das Wild hält sich besser, wenn man es ausweidet, ohne es zu rupfen oder zu häuten, den Körper mit Weizen füllt, ihn zunäht und das Thier ganz in Hafer oder Korn eingräbt.

Wenn man Wild verschicken will, weidet man es aus, thut in den Körper ein Bündel Kräuter, näht ihn zu und verpackt das Wild, ganz in Kohlenpulver eingepackt, in einer Schachtel.

Rothes Fleisch hält sich sehr gut in geronnener Milch.

Gefochtes Fleisch ist leichter aufzubewahren als rohes; um ganz sicher zu gehen, kann man noch folgendes Verfahren beobachten. Man legt das Fleisch schichtenweise in ein irdenes oder steinernes Gefäß, bedeckt jede Schicht mit Gelée von der Sauce des Fleisches, so daß die einzelnen Schichten ganz getrennt sind; ist das Gefäß voll, so deckt man den Deckel darauf und klebt, damit keine Luft hinzukomme, einen Papierstreifen auf die Ritze zwischen Deckel und Topf, oder verklebt diese Ritze mit Brotteig.

Fische verderben leichter als Fleisch, doch läßt sich auch hier durch Vorsicht etwas thun. Man läßt den Fisch in etwas Salzwasser aufkochen, und bewahrt ihn in demselben Wasser, welches etwas übersehen muß, auf; so hält er sich 2-3 Tage. Soll er noch länger dauern, so setzt man am dritten Tage ihn abermals über das Feuer mit frischem Wasser, noch etwas Salz, einem Lorbeerblatt und läßt ihn nochmals aufkochen.

Dieses Verfahren kann jedoch nicht stattfinden, wenn ein Fisch verschickt werden soll. In diesem Fall behandelt man ihn folgendermaßen: Man bereitet aus Alkohol und feiner Brodtrümpe einen ziemlich dicken Teig, füllt damit das Maul und die Kiemen des Fisches, hüllt ihn ganz in frische Nesseln, darüber in feuchtes Stroh und verpackt ihn in einer Schachtel.



Wer Dir viel Rath und wenig That gewährt, Wann Dich die Last des schweren Kummers preßt, Ist Einer, der die Spinnenweben feht, Und doch dabei die Spinnen leben läßt.

Nichte! Nichte Dich, nicht Andre! fehr' in Dich den Blick hinein! Wenn Du dies vollbracht, dann magst Du Deiner Brüder Richter sein!

Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.

Abwesenheit vermindert mittelmäßige Liebe und vermehrt starke, wie der Wind Lichter auslöscht und Flammen anfacht.

Fliebe zweier Menschen verdächtigen Umgang: Der Freunde Deiner Feinde, Der Feinde Deiner Freunde.

Manche Menschen würden weniger alt erscheinen, wenn sie weniger für jung gelten wollten.

Selbstbildung. Es ist Pflicht, unsern Geist zu bilden, jede uns innewohnende Kraft und Fähigkeit zu möglichster Reife zu bringen, unserer Umgebung, und so weit es mit den Verhältnissen vereinbar, dem großen Ganzen nützlich zu sein, über das Haus nicht das Vaterland und über dieses nicht jenes zu vergessen, Freundschaft zu pflegen, Feindschaft zu meiden, unsere Grundsätze nach unsern Pflichten zu regeln. Nie das Gute als unausführbar ungethan lassen, lieber Gefahr laufen, auf einem durch energische Thaten bezeichneten Wege zu straucheln und zu fehlen, als unsere Tage unbenutzt ohne Sorge und Tadel zu verstreuen. Nicht der Soldat allein handelt gegen die Pflicht, der zum Feinde übergeht, auch der, welcher auf seinem Posten einschläft.

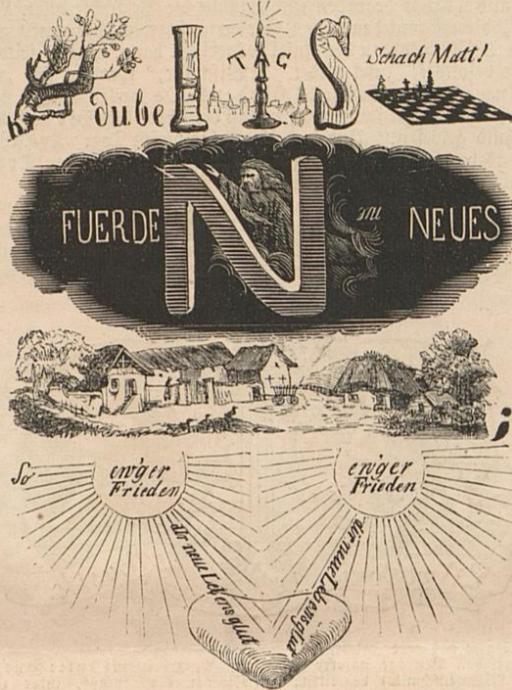
Sylbenrathsel.

Ich suchte mir die kühle 2 und 3, Damit ihr Schatten freundlich mich beschütze, Denn unerträglich war des Tages Hitze. Eins kam, und sah mich nicht, ging rasch vorbei. Da fühlst' ich mich so ängstlich und bekümmert, Denn oft schon war mir in den Sinn gekommen: Sein ganzes Lieben sei wohl nur die 2. Ja ja, ich will mich auf die 2-1 legen - Belauschen ihn auf allen seinen Wegen - Ist's recht, wenn ich mir dieses 1-2-3? Da ließ umher 1 seine Blicke spähen Und hatte mich in 2 und 3 gegeben, Sprach freundlich, liebevoll: 1-2 und 3, Ich möcht' ein herzlich Lebewohl Dir sagen, Denn ach! ich reife in den nächsten Tagen Ins Nachbarland, ich muß nach 1 und 2. Doch, zwingt mich das Geschick von Dir zu gehen, Als 1-2-1, auf glücklich Wiedersehen, Trink' ich Dein Wohl, und bleibe Dir getreu!

[2429]

F. W.

Rebus.



Auflösung

des Räthfels in Nr. 23 des Bazar. Eingef. von A. H. in A.

Die Antipoden hab' ich wohl im Sinn, Sind freilich gar verschieden, die Gesellen. Ich fand auch den gegebenen Sinn darin, Thät ist aus Haupt die gleichen Silben stellen; Ich suchte ihren Inhalt zu erkennen, Und will bei 1 und 2 ihn nun benennen. Es war von je und ist auf Erden hier Das Nehmen aller Selbstsucht Feldpanier, Und Geben, wie der Heiland schon erwiesen, Wird wohl mit Recht als felig feis gepriesen. Seg' ich nun vor die Worte gleiche Zeichen, Sehn wir im Sinne sie weit aus einander weichen. Denn, such' ich fleißig nach der Worte Sinn, Geht jedes nach verschiedner Richtung hin. Abgehen seht Ihr die, so christlich handeln; Abnehmen wird zum Kleinen Großes wandeln. Ausnehmen macht ja Alles erclusiv; Ausgeben schafft ein Loch im Beutel tief. Angeneben wollen die, so zu Verräthern neigen; Annahmen macht die Dinge mir zu eigen. Vorgeben mag, wer sinnt auf Lüg' und Schein; Vornehmen aber zeigt Entschluß, greift handelnd ein. Vergleichen ist Verbrechen und die höchste Tugend; Vernehmen leicht soll die gelehr'ge Jugend. Aufnehmen wird, wer gern Gastfreundschaft übt als Pflicht; Aufgeben wird den Sünder nur ein streng Gericht. So könnte Manches noch erzählen ich von Beiden, Doch will ich mich mit dem, was ich gesagt, bescheiden.

[2428]

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 25.

Dem Amerikaner Franklin gelang es, den Blitzableiter zu erfinden.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 25.

Sei überzeugt, durch Coquetterie gelingt es nimmermehr, gebildete Männer Achtung zu gewinnen.

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe in Nr. 25.

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht jagen, Das Unvermeidliche mit Würde tragen, Das Gute thun, am Schönen sich erfreu'n, Das Leben lieben und den Tod nicht scheu'n, Und fest am Gott und bester Zukunft glauben, Seigt leben, heißt dem Tod sein Wittes rauben.



Fried. Walt. in G. Gewiß! wir bitten darum. Hr. G. O. in G. Wir antworten direct. Hr. Fr. Th. in M. Um verdorbenes Fleisch wieder genießbar zu machen, kocht man dasselbe wie gewöhnlich, schäumt es aber, sobald es zu kochen anfängt, ab. Darauf wirft man eine glühende, aber nicht mehr rauchende Holzbohle in den Topf und läßt sie 2-3 Minuten darin liegen, worauf sie allen übeln Geruch an sich gezogen haben wird. Will man verdorbenes Fleisch braten, so soll man vorher dasselbe Mittel anwenden. Auch etwas alte Fische sollen dadurch wieder wohlschmeckend werden.

Th. K. in G. Die Familie „Sinn“ ist eine zu große. U. G. in A. (Wess.) Sie würden uns durch die Zusendung erfreuen. Hr. A. v. R. in G. Das Gefangenste. Hr. G. in B. Ja. Hr. G. in H. bei R. Man trägt die kleinen Bique-Mantel gewöhnlich in Form einer Pelzine, mit und auch ohne Capuchon. — Sie können dazu den Schnitt des in Nr. 10 des Bazar gelieferten Falma benutzen, natürlich gehörig verfürzt. — In Betreff des Capuchon haben Sie die Wahl zwischen dem zum Falma und dem zum Mantel „Fid es“ (Bazar Nr. 18) gehörigen Capuchon; auch würde es gewiß leicht sein, den sehr hübschen Schnitt des kleinen Bique-Mantelchens für Kinder in Nr. 24 des Bazar einer erwachsenen Figur anzupassen. — Ein Dessin zur Stickerei des Mantelchens werden wir, sobald es der Raum gestattet, bringen.

D. M. in Br. Unter nächstes Supplement enthält jedenfalls Einiges von dem, was Sie wünschen. — Den Schönen droht bis jetzt noch keine Gefahr — spricht aber vielleicht einmal die Mode ein Machigebot gegen sie aus, dann wird wenigstens die Trennung durch die Schere nicht schwer sein. Hr. G. v. S. auf H. G. Dem Sauerwerden der Milch beugt man dadurch vor, daß man derselben etwas kohlensaures Natron (gereinigte Soda) zusetzt, wovon eine Messerspitze voll für ein Maß Milch hinreicht. Die Milch erhält hierdurch durchaus keinen Beigeschmack. Hr. F. G. in B. Sie fragen, ob das Tüllkleid in Bazar 24, welches auf Seite 188 unter Nr. 11 abgebildet ist, sich auch eigne, statt von Tüll, von feinem Mull angefertigt, und über ein silber oder rosa Unterleid getragen zu werden? Allerdings; befonders mit ersterer Farbe würde dieser Wechsel des Stoffes dazu beitragen, die Gesellschaftsstollette in eine reizende Hausstollette für eine junge Dame zu verwandeln.

Hrn. Th. K. in Dr. n. Wir müssen abschneidend antworten. Hr. A. K. S. und Hr. Clotilde B. in P. g. Dank für Ihre Zusendungen. Wir werden später von der einen oder der andern der uns überlassenen Schriften Gebrauch machen. Sollten Aenderungen nötig sein, so gestatten Sie uns wohl, diese selbst vorzunehmen! An Fr. v. K. in L. Da Sie im Begriff stehen, nach Paris zu reisen, so würden wir Ihnen rathe, den Einkauf eines reizenden Luchses bis dahin zu verschieben. Die reizendste Neuhheit dieser Art ist der „Chale Haydée“ der Madame Gamille Levaufeur, bis jetzt noch alleiniges Eigenthum der Erfinderin. Er ist von Tüll grenadine, carrirt durch schmales zwischen dem Tüll gezogenes Band in jeder beständigen Farbe, zu jeder Toilette passend. Der Tüll ist eigens für diesen Zweck gewebt, und giebt ein solches Tuch, mit leichten Spitzen oder Franzen besetzt, die angenehmste Umhüllung an heißen Tagen. Der Preis eines Chale Haydée ist 50 Francs (circa 13 Thaler), neben dem eines Epizentuches nicht sehr theuer. Die Adresse der Madame Gamille Levaufeur ist 224, rue de Rivoli.

An Fr. v. L. in M. Der Wunsch ist schon von mehreren geäußert worden. Wir bringen deshalb in Nr. 28 noch eine Reihe moderner Kleider-Modellen nebst Schnittmustern. An Fr. S. Sch. in O. Elegante Hemden für Damen werden allerdings noch mit einem glatten Stück oben um den Halsanschnitt getragen. Dieses glatte Stück läuft vorn in eine Spitze aus, in welche die Anfangsbuchstaben des Namens der Besizerin gestickt werden. Servietten und Tischtücher werden, wie die Taschentücher, in der Ecke mit Wappen oder Namenszug und Zahlen gestickt. Kleine, feine Theeervietten stift man dagegen in der Mitte mit recht großen Buchstaben mit umgebenden Arabesken oder einer Krone darüber. An Fr. v. K. in B. Sie haben die in der Novelle: „Murrillo's kleiner Regler“ (Bazar Nr. 23) erzählte Begebenheit schon irgendwo gelesen? So gern wir unsern Leserinnen „Neues“ erzählen, dürfen wir doch nicht beanspruchen, daß Weltgeschichte, Chroniken und Kunstgeschichte nur für uns da sein sollen. Das wäre zu erclusiv. Wenn andre Erzähler außer uns noch diese historische Thatfache der Leierwelt übergeben haben, so können wir es ihnen um so weniger verargen, als wir selbst durch Mittheilung derselben bewiesen, wie sehr wir sie der Mittheilung werth halten.

An Fr. G. K. in D. Bedauern Sie es nicht allsehr, daß Ihre Verse nicht gedruckt worden sind. Lassen Sie sich einige Jahre vergehen, so werden Sie sich dessen freuen, was Ihnen heut beklagenswerth erscheint. Glauben Sie, mein Fräulein, in literarischer Beziehung ist es am wenigsten wünschenswerth, daß das Publicum unser „Werden“ mit ansehen. Treten Sie nicht eher vor, bis Sie etwas „Reifes“ zeigen können. Der Anfang muß freilich gemacht werden, und es ist nicht zu verlangen, daß eine Menschenhand ohne Uebung das himmlische Füllgefäß: „Pegasus“ lenken solle, da es ja kaum möglich ist, ohne Unterricht und Kenntniß ein irdisches Noß zu händigen! Dagegen ist Nichts zu sagen, aber — die Schule ist kein Theater und Buchstabiren keine Kunstleistung. Wenn wir noch sehr jung sind, wissen wir das noch nicht, wir sind da ungefähr dem kleinen ABC-Schüler vergleichbar, der mit stolzem Kunstbewußtsein aus der Schule kommt, weil er vielleicht zum ersten Male seinen Namen geschrieben. So viel ist gewiß, ein Gedicht, das wir vor 16 Jahren geschrieben, gefüllt uns selten, wenn wir es nach abwärts 16 Jahren wiedersehen. Ich habe das kürzlich selbst erlebt. Irgendwo kamen mir Verse zum Gedächtniß, die ich geschrieben haben sollte — vor langer Zeit hatte ich sie wirklich geschrieben — doch es währte lange, ehe ich aus dem Wust sentimentaler Phrasen und pathetischen Bombast das Spiegelbild meines einstigen inneren Ich's herausfand. Ich erkannte mich selbst nicht wieder, wußte nicht, sollte ich lachen oder mich ärgern — am Ende that ich beides und schrieb noch zum Ueberflus folgende Verse, welche hier zu Ihrem Trost eine Stelle finden mögen:

An meine verlorenen und wiedergefundenen Lieder.

Seid Ihr's, meine Lieder? So kommt denn, Ihr kleinen Welch fremdes Gesicht! — Verirrt, kommt her, Und laßt Euch wieder Und laßt Euch wieder Und kannte Euch nicht. Und flaget nicht mehr!

Wie seid Ihr an Schmerzen, An Jammer so reich — Euch ganz zu verweisen Wär' gegen die Pflicht; Von brechenden Herzen — Das kann ich nicht.

Von ewigen Wunden, Von Leiden, so groß, Die erst gefunden Im Grabeshoos! Ich höre Euch leider Jetzt nicht mehr gern — Auch sind Eure Kleider Nicht mehr modern.

Mit Euch seht zu sprechen, Fehlt — ach — mir Geduld; Doch sind Eure Schwächen, In meine Schuld. — Ihr sollt nicht entgelten, Doch häßlich Ihr seid. Ich will Euch nicht scheuten, Nur macht Euch nicht breit!

Ihr möget vernünftig Zu Hause Euch ruhn — Vielleicht kann ich künftig Noch mehr für Euch thun!

Und da ich einmal dieses unerfreuliche Wiedersehen überwinden, blühe ich mit einer Art süßer Genugthuung und heimlicher Sicherheit zurück auf die vielen Kinder meiner Muse, die ich so wohl aufgehoben weiß, weil ich sie — verbrannt. Hr. S.